This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Geheimer Rat
DR. HERMANN PAUL
Professor der deutschen Philologie
an der Universität
München

Dichter Jahrhunderts

Ästhetische Erläuterungen für Schule und Haus

Herausgegeben von Prof. Dr. Lyon

Nicht Schulausgaben werden in dieser Sammlung dargeboten, sondern nur Erläuterungen. Doch sollen Proben aus den Werken in die Erläuterung eingeflochten werden, wenn es sich um besonders charakteristische, schöne oder die Grundbegriffe künstlerischen Schaffens klar beleuchtende Stellen handelt. — Das Künstlerische steht im Mittelpunkte der Erklärung. Sie soll helfen, das Kunstwerk als Ganzes zu erfassen, indem sie Aufbau und Kunstmittel zu lebendigem Bewußtsein bringt und Grundbegriffe des künstlerischen Schaffens am konkreten Beispiel entwickelt. — Das Werk wieder als Ganzes wird als Zeugnis der sich entwickelnden Persönlichkeit aufgefaßt und in den zeit- und litteraturgeschichtlichen Zusammenhang eingereiht. — Die Einzelerläuterung wird nicht vernachlässigt, dabei stets ihre Bedeutung für das Ganze berücksichtigt. Sachliche und sprachliche Schwierigkeiten werden kurz erklärt, das Stoffgeschichtliche und rein Biographische wird auf das Notwendige beschränkt. — Der Umfang eines Bändchens soll drei Bogen Oktavformat nicht überschreiten, der Preis etwa 50 Pf. betragen.

Zunächst werden folgende Erläuterungen erscheinen:

Grillparzer, Sappho, Ahnfrau, von Geh. Reg.-Rat Dr. Adolf Matthias.
Novalis, Gedichte, von Dr. Franz Violet.
Kleist, Prinz von Homburg, von Dr. Robert Petsch.
Uhland, Balladen, von Prof. Dr. Walz.
Chamisso, Lyrik, v. Dr. Karl Reuschel.
Willibald Alexis, Die Hosen des Herrn von Bredow, von Adolf Bartels.
Fritz Reuter, Stromtid, von Prof. Dr. Paul Vogel.
Mörike, Lyrik, Mozart auf der Reise nach Prag, von Adolf Bartels.
Otto Ludwig, Makkabäer, von Dr. R. Petsch.
Otto Ludwig, Zwischen Himmel und Erde, von Dr. Alfred Neumann.
Hebbel, Gedichte, von Dr. Alfred Neumann.
Hebbel, Nibelungen, v. Dr. Karl Zeiß.
Richard Wagner, Meistersinger, von Dr. R. Petsch.
Gottfried Keller, Martin Salander, von Dr. Rudolf Fürst.
Konrad F. Meyer, Jürg Jenatsch, v. Prof. Dr. Jul. Sahr.
Theodor Storm, Immensee, Ein grünes Blatt, von Dr. Otto Ladendorf.
Theodor Storm, Pole Poppenspäler, Ein stiller Musikant, von Dr. Otto Ladendorf.
Riehl, Novellen: Am Quell der Genesung, Der Fluch der Schönheit, Die Gerechtigkeit Gottes, von Dr. Theodor Matthias.
Annette von Droste-Hülfshoff, v. Dr. Franz Violet.
Theodor Fontane als märkischer Dichter, von Dr. Franz Violet.
Scheffel, Ekkehard, v. Johannes Proelß.
Klaus Groth, Quickborn, von Adolf Bartels.

Deutsche Dichter des neunzehnten Jahrhunderts.
Ästhetische Erläuterungen für Schule und Haus.
Herausgegeben von Prof. Dr. Otto Lyon.
2. Bändchen.

Otto Ludwigs
Makkabäer

von

Dr. R. Petsch
Würzburg.

Leipzig und Berlin,
Druck und Verlag von B. G. Teubner.
1902.

Alle Rechte, einschließlich des Übersetzungsrechts, vorbehalten.

PT2426
M4P4
1902a
MAIN

In compliance with current
copyright law, LBS Archival
Products produced this
replacement volume on paper
that meets the ANSI Standard
Z39.48-1984 to replace the
irreparably deteriorated original.

1989

In der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts, jener stürmischen, politisch bewegten, aber künstlerischem und zumal dichterischem Streben im ganzen abholden Zeit ist es in Deutschland nur zwei großen Dichtern gelungen, das in sie gelegte Talent, in heißem Ringen mit den überkommenen Kunstanschauungen einerseits und den neuen Bestrebungen dieser realistischen Zeit andererseits so zu entwickeln, daß ihre Werke von späteren Geschlechtern als ein kostbarer Schatz übernommen werden konnten: Friedrich Hebbel und Otto Ludwig. Beide haben nicht nur gedichtet, sondern auch über ihre Kunst nachgedacht und in Briefen, Gesprächen, Tagebüchern und theoretischen Schriften insbesondere die Lehre vom Drama mächtig gefördert; aber während Hebbel, der trotzige, gewaltige Dithmarse, immer wieder vom Nachdenken über seine Kunst zum freien dichterischen Schaffen zurückkehren konnte, hat sich der stille, einsame, grüblerische Thüringer Otto Ludwig mehr und mehr in sich selbst zurückgezogen und, abgesehen von seinen Jugendwerken, nur zwei seiner unzähligen dramatischen Pläne wirklich zu Ende geführt: den „Erbförster" und die „Makkabäer", zwei Werke, deren hohen poetischen Wert erst das heutige Geschlecht richtig einzuschätzen beginnt.

Der „Erbförster" spielt in einem deutschen Forsthause in den vierziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts; die Figuren sind unmittelbar aus dem Leben gegriffen und reden in kräftiger, bilderreicher, dem täglichen Verkehr nachgebildeter Sprache . . . von den „Makkabäern" dagegen handelt eine Verstragödie, die uns in jene gewaltigen Kämpfe des Volkes Israel hineinführt, von denen die beiden apokryphen „Bücher der Makkabäer" in der Heiligen Schrift zu erzählen wissen. Wir haben ein ge-

ſchichtliches, ein bibliſches Drama vor uns, ja, wir werden ſehen, inwiefern man das Werk ein „religiöſes Drama“ nennen kann. Wir fragen uns: Wie kam Otto Ludwig, der Realiſt, der Sohn jener glaubensloſen Jahrzehnte des neunzehnten Jahrhunderts, der moderne Menſch, auf einen ſolchen, weit zurückliegenden Stoff? Wir können zunächſt auf Friedrich Hebbel verweiſen, der ebenfalls als Dramatiker in den Orient auszuwandern und Kulturübergangszeiten zu ſchildern liebt, wo der Gegenſatz zwiſchen den gröberen, urſprünglicher empfindenden Kindern der Vorzeit und den feiner organiſierten Menſchen der neuen Welt die dramatiſche Handlung fördert. Für Ludwig mögen ähnliche Gründe wenigſtens mitbeſtimmend für die Wahl eines hiſtoriſchen Stoffes geweſen ſein. Die gewaltigen Leidenſchaften, die er vom tragiſchen Helden fordert, und vor allem die Leidenſchaft des Ehrgeizes, der auch ſein Liebling Shakeſpeare die höchſten tragiſchen Wirkungen verdankte, können ſich am kräftigſten auf einem großen, geſchichtlichen Hintergrunde entwickeln, in der Seele großer Menſchen, die zu Führern im Kampf um die Exiſtenz ihres Volkes berufen ſind und ſelber die hervorſtechenden Eigenſchaften dieſes Volks kräftig verkörpern. Wann und wo ſich nun gerade das Bild der kämpfenden Makkabäerfamilie mit überwältigender Kraft der Seele des Dichters bemächtigte, wiſſen wir nicht genau zu ſagen, aber bei einer gelegentlichen Lektüre der Quellen mochte das Hin- und Herwogen der Handlung, das Auf- und Niedergehen des Kriegsglücks und ſo mancher mit einigen kräftigen Strichen gezeichnete Charakter Eindruck auf ihn machen. Er las eben die durchaus epiſch gehaltenen Makkabäerbücher mit dem Auge des Dramatikers. Mit gewaltiger Hand hat er in den Gang der Ereigniſſe hineingegriffen und die vielen kleinen Kampfesphaſen in einer einheitlichen, pragmatiſchen Handlung energiſch verdichtet; neben dieſer dramatiſchen Verflechtung aber kam es ihm auch auf eine moraliſche an, ja, ſie ſtand im Vordergrunde ſeines Intereſſes. Er ſuchte nach einer inneren Triebfeder, die den Gang der Ereigniſſe, den Wechſel des Kriegsglücks erklärte, die ſchließlich den tragiſchen Ausgang

sittlich notwendig machte, und fand sie in einem an sich berechtigten, aber von Anfang an falschen Zielen zustrebenden Ehrgeize, der zum Aufbäumen gegen Gottes Willen führt — ein Motiv, das in den Makkabäerbüchern der Heiligen Schrift wenigstens ein paarmal durchklingt. Und da zeigte sich denn, daß gerade ein religiöser Stoff der allerdankbarste für eine Tragödie des Ehrgeizes war. Hier bringt der moderne Zuschauer einen gewissen sittlichen Maßstab mit, der ihn im rechten Moment, wenn auch ohne besondere Deutlichkeit empfinden oder doch ahnen läßt, daß der Held die ihm als Menschen gezogenen Schranken überschreitet. So gut, wie der alte Grieche in seinen Tragödien bei jeder Äußerung der menschlichen „Hybris", des trotzigen Pochens auf die eigene Kraft schaudernd an die Götter dachte, die das Maß in die Welt gebracht haben und das Übermaß bekämpfen, so gut empfinden wir, vermöge unserer religiösen Erziehung, die Auflehnung eines Israeliten in trotzigem Selbstbewußtsein als ein Zurückfallen in die alte Halsstarrigkeit, die seit den Tagen Moses' die geistigen Führer des jüdischen Volkes immer wieder zu beklagen und zu bekämpfen hatten. Eine dramatische Skizze aus dem Jahre 1840 („Christus") zeigt uns übrigens, daß auch Otto Ludwig religiöse Stoffe an sich durchaus nicht fern lagen, und daß er es mit seinem Glauben ernster nahm, als die meisten seiner Zeitgenossen. In jenem Entwurf finden sich auch einige weitere Spuren, die auf unser Drama hinführen können: „Die Jünger wie sie ihn falsch verstehen." Auch Judah ist der Unverstandene „Das Entgegenstemmen der jüdischen Schriftgelehrten", womit er zu kämpfen hat (Jojakim!), kommt als dramatisches Motiv in Betracht; vor allem aber zeigt die Gestalt des Petrus manchen Zug, der in die Seele des späteren Heldenjünglings übergegangen ist: „Petrus, Ehrsucht, trotzig und verzagt, wacker. Er wird sogar einmal bitter und trotzig, wie Kinder, denen ihr Wille nicht geschieht."

Wir müssen nun aber darauf hinweisen, daß bei der ursprünglichen Konzeption des Makkabäerdramas um das Jahr 1850 nicht eigentlich Judah, sondern Lea im Vordergrunde

ſtand, und daß eine Familientragödie den eigentlichen Kern des Dramas bildete. Denn Ludwig hatte nichts weniger im Sinne, als ein poetiſches Gemälde der Makkabäerkämpfe um ihrer ſelbſt willen zu geben, zumal die Kunſt der Beherrſchung der Maſſen ihm durchaus nicht in dem Maße verliehen war, wie ſeinem Antipoden Schiller. Von der erſten Faſſung des Dramas, das damals bezeichnenderweiſe auch noch den Titel „Die Makkabäerin“ führte, berichtet Adolf Stern folgendes: „Das Hauptmotiv gab in dieſer erſten Dichtung die jüdiſche Doppelehe ab; Judas hat zwei Frauen, die ſtolze, hochmütige Lea, die Witwe ſeines Bruders, die ihm Söhne zugebracht und eigene Söhne geboren hat, und die jüngere, demütig liebevolle Thirza, gegen die Lea eine brennende, ſich bis zum Wahnſinn und zum Verbrechen ſteigernde Eiferſucht und Verachtung empfindet. Die gewaltige und ſpannende Entwickelung des Verhältniſſes der beiden Frauen zueinander wurde zum Mittelpunkt der Handlung, und die große Volksbefreiung durch Judas trat ihr gegenüber in den Hintergrund.“ Es ſollte ſich alſo in den häuslichen Kämpfen das Unglück des von Parteien zerriſſenen Volkes Israel widerſpiegeln, es ſollte gezeigt werden, wie durch innere Zwiſtigkeiten das Gelingen des Befreiungswerks in Frage geſtellt wird, wie der Ehrgeiz, ſobald er die krankhafte Form der Leidenſchaft angenommen hat, alles, was ſich ihm entgegenſtellt, ins Verderben fortreißt. Aber die Veranlaſſung dieſes Ehrgeizes in Lea lag doch gar zu weit entfernt von den in der großen Volksbewegung wirkſamen Motiven, die Handlungen liefen wohl dicht nebeneinander her, wurden aber nicht zu einer feſten Einheit verſchmolzen. Sollte eine weibliche Hauptperſon im Vordergrunde ſtehen, ſo mußte ſie viel ſtärker in die weltgeſchichtliche Handlung verwickelt werden, als es dort geſchehen war. Dazu kam noch, daß die Doppelehe des Judas einem modernen Publikum wahrſcheinlich anſtößig erſchienen wäre. So entſchloß ſich denn der Dichter, obwohl ſchweren Herzens, in einer Umdichtung ſeines Dramas, die den Titel „Die Mutter der Makkabäer“ führen ſollte, die ältere, auf ihren Kinderſegen ſtolze Gattin in die Mutter des

Helden zu verwandeln. Nun ist Lea die auf den Ruhm und die Größe des Makkabäerhauses eifersüchtige Heldenfrau, und ihr Haß gegen Judas' Weib ist nur eine bestimmte Form, in der sich ihr Familienhochmut äußert, denn diese Schwiegertochter stammt aus einem „niedren Hause", und sie glaubt ihren Sohn durch eine solche unwürdige Verbindung entwürdigt. Da findet sich denn auch schon der Gegensatz zwischen Judas und Eleazar, und Judas selbst ist noch reflektierender gehalten, wägt die Folgen seiner Handlungen ängstlicher ab, als jetzt.

In der letzten Fassung endlich, wie sie uns jetzt vorliegt und über die Bretter geht, ist der Charakter des Judah rund und voll herausgearbeitet und seine Gestalt zur führenden im Befreiungskampf gemacht.

Wer nun die Entstehungsgeschichte des Dramas kennt, wird geneigt sein, hier die Frage aufzuwerfen: sollte die Ablenkung des Interesses von einer Hauptperson auf die andere so glatt vor sich gegangen sein, daß Lea ganz hinter Judah zurückträte? Das letztere ist gewiß nicht der Fall, die Mutter nötigt uns soviel Teilnahme ab, wie der Sohn. Also, wird gern erwidert, scheint der alte Plan durch den neuen hindurch, das Werk wirkt nicht einheitlich, nicht künstlerisch. Aber sollte nicht bei einem gegen sich selbst so unerbittlich strengen Dichter, wie Otto Ludwig, gerade das, was uns auffällt, weise, künstlerische Absicht sein?

Wir haben eben eine Heldenfamilie vor uns: Mattathias, Lea und ihre Kinder. Aber nicht alle sind gleich stark in die Handlung verwickelt; ganz deutlich tritt in der ersten Hälfte des Dramas Judah, in der zweiten Lea stärker hervor, außerdem zieht Eleazar unser Interesse vorzugsweise auf sich. Gewiß ist der Dichter durch die allmählichen Verschiebungen seines dramatischen Planes dazu geführt worden, den in allen Makkabäern wirkenden Ehrgeiz in verschiedenen Abstufungen zu verkörpern, aber wer heute, ohne die Entstehungsgeschichte zu kennen, vor sein Werk hintritt und es unbefangen auf sich wirken läßt, wird dennoch den Eindruck eines einheitlichen Dramas mit sich fortnehmen. Äußere und innere Handlung

aber sind in den denkbar engsten Zusammenhang miteinander gesetzt, denn in der Verarbeitung der von außen her gegebenen Verhältnisse entwickeln und verstricken sich die Charaktere Judahs, Leas und Eleazars.

Gerade diese Umgebung nun hat der Dichter mit einer hoch zu rühmenden Gestaltungskraft darzustellen verstanden. Wie drei Hauptpersonen handelnd und leidend auftreten, so gehen drei Handlungen nebeneinander her, deren jede für sich ein besonderes Interesse beansprucht, dabei aber mit den anderen aufs engste und natürlichste verbunden ist. Da breitet sich zunächst der gewaltige Hintergrund aus: die Befreiung des jüdischen Volkes vom Drucke des Syrierjoches. Mit nerviger Faust hat der ältere Antiochus, von dem im Drama nur gesprochen wird, in das morsche Staatswesen der Israeliten eingegriffen, und das Verhalten des Volkes hat gezeigt, wie gerecht die Strafe Gottes war. Der größte Teil des Volkes in Jerusalem hat sich der neuen Ordnung der Dinge ohne langes Widerstreben, ja, vielleicht nicht ungern gefügt. Der heidnische Gottesdienst mit seinen Statuen und seinem Schaugepränge hat die Sinne mehr befriedigt, als die altjüdische Andacht zu einem unsichtbaren Gotte, die griechischen Ringschulen haben dem Pöbel eine neue Unterhaltung geboten, die Lebensgenüsse haben sich verfeinert, neue Moden sind aufgekommen, das Volk, das schon innerlich verweltlicht war, ist nun auch äußerlich des Dienstes gegen den alten, geistigen Gott enthoben worden. Nur eine kleine Schar von Schriftgelehrten hält noch am alten Glauben fest, aber dieser Glaube verdient seinen Namen nicht mehr; sie treiben Buchstabendienst, zanken sich über einzelne Stellen des Gesetzes und verbeißen sich in den Text der heiligen Bücher, aber ins Leben können sie ihren Inhalt nicht übersetzen, für die ungeheure sittliche Not des Volkes, neben der die äußere Unterdrückung kaum in Betracht kommt, haben sie kein Herz. Herzlosigkeit, Gleichgültigkeit, Äußerlichkeit ist der Fluch, der auf der gesamten Bevölkerung Jerusalems lastet. Wenn also für Israel Heil kommen soll, so kann es unmöglich aus Jerusalem kommen,

wo höchstens noch der Hoheprieſter Onias die alten Ideale hochhält, während ſeine Familie bereits vom allgemeinen Abfall angeſteckt iſt. Das Heil muß vom Lande her kommen, von den kräftigeren Bewohnern der paläſtinenſiſchen Bergländer. Auch da wohnen Mitglieder des hohen prieſterlichen Adels, echte Nachkommen Aarons, meiſtens mehr oder minder verweltlicht, dennoch wenigſtens einige von gutem Kern. Solche Gegenſätze entzweien das Bergſtädtchen Modin im Gebirge Juda. Hier leben in unmittelbarer Nachbarſchaft zwei Prieſterfamilien, die Häuſer des Mattathias und des Simei. Sie ſind noch durch andere Bande miteinander verflochten, als die des Zuſammenwohnens: Judah, der zweite Sohn des Mattathias, der Liebling des Volkes, hat Naemi, die Schweſtertochter des Simei, zum Weibe genommen, ſehr gegen den Willen ſeiner ehrgeizigen Mutter Lea. Denn das Haus des Simei entſtammt einer jüngeren Linie des Hauſes Aaron und iſt daher den Makkabäern nicht ebenbürtig. Genährt aber wird Leas Abneigung noch dadurch, daß Simei und die Seinen nur noch ſcheinbar am alten Gottesglauben feſthalten, in Wahrheit aber jeden Augenblick zum Abfall bereit ſind, ſobald ſie nur dadurch irgendwelchen greifbaren Vorteil für ihr Haus erlangen können. Während ihre Heuchelei unter gewöhnlichen Umſtänden vielleicht eine Zeitlang verborgen geblieben wäre, muß ſie unter den gefährlichen Zeitläufen der Gegenwart bald entlarvt werden. Solange das Haus des Onias blühte, ſolange Söhne, Enkel und Brüder dem ehrwürdigen Greiſe zur Seite ſtanden, war für die Makkabäer, als das zunächſt berechtigte Haus, ſehr wenig und für die Simeiten ſo gut wie gar keine Ausſicht vorhanden, jemals zur Hoheprieſterwürde zu gelangen. Nun aber bringt die Nachricht nach Modin, daß die Brüder des Onias abgefallen ſind, ſich dem jüngeren Antiochus, der dem Pöbel in Jeruſalem zu ſchmeicheln weiß, in die Arme geworfen, griechiſche Lebensweiſe und Namen angenommen haben, daß in dieſem Hauſe ein Bruder dem anderen aus Herrſchſucht nach dem Leben ſteht und daß derjenige am eheſten auf die Erfüllung ſeiner Wünſche rechnen darf, der dem Syrier den

höchsten Preis für die Hoheprieſterwürde zahlen kann. Und dieſe Botſchaft vom Untergang des Hauſes Onias' übt eine gewaltige Wirkung nicht bloß auf die Simeiten, ſondern auch auf die nächſtberechtigten Makkabäer, zumal auf Lea, der einſt ein Geſicht Königskrone und Prieſterhut ihres Volks als den künftigen Schmuck ihres Lieblingsſohnes Eleazar vorgeſtellt hat.

Das iſt die Lage des Volks und der Makkabäer am Anfang des Dramas. Jeder der drei Hauptperſonen wird ein eigener Platz angewieſen, an dem ſich erproben ſoll, ob die ihnen innewohnende Tatkraft ſich willig in den Dienſt Gottes und ſeines Volks ſtelle oder ob Selbſtſucht die Triebfeder ihrer Handlungen ſei. Judah wird hineingedrängt in die große nationale Angelegenheit Israels, der heißblütige Eleazar verzehrt ſich in der Hoffnung auf die führende Rolle in Jeruſalem, und Lea ſucht das Übergewicht ihres Hauſes über das des Simei zu behaupten, vor allem, indem ſie die beſcheidene Gattin Judahs auf jede Weiſe von ſich fernzuhalten, ja, zu demütigen ſucht.

Von innen nach außen, von Lea über Eleazar zu Judah hin vorſchreitend, entwickeln die Expoſitionsſcenen dieſe Sachlage, nicht ohne zugleich die eigentliche Handlung in Gang zu bringen.

Der erſte Akt der „Makkabäer" legt die geſchilderten Verhältniſſe exponierend klar, er iſt überhaupt ein Muſter künſtleriſchen Aufbaus. Scheinbar ungezwungen treten nacheinander Lea, Eleazar, Judah in den Vordergrund, das heißt, wir bewegen uns gleichſam von innen nach außen, unſer Geſichtskreis erweitert ſich zuſehends. Dabei werden die einzelnen Perſonen ſofort in möglichſt bedeutſamen Situationen und Geſprächen vorgeführt, damit wir hier, wo ja die eigentliche Handlung noch nicht einſetzt, um ſo nachdrücklicher mit ihrem Charakter bekannt werden und vor allem auch das Gemeinſame ſpüren, was in dieſen ſo verſchiedenen Perſönlichkeiten lebt, was ſie aber auch trennt von der Nachbarfamilie, den Simeiten. Der Dichter mußte alſo irgend einen Zeitpunkt wählen, der zur

Vereinigung und Gegenüberstellung der beiden Häuser einlud, eine Art gehobener Stimmung erzeugte und dadurch zum freieren Austausch der Gefühle führte. Goethe benutzt als solches Expositionsmotiv in seinen Dramen gern Trennung und Wiederfinden, doch auch wohl ein Fest, wie das Vogelschießen im „Egmont". Die „Makkabäer" beginnen mit dem ländlichen Feste der Schafschur. Kränze windende Mägde füllen den Hintergrund, Lea rüstet mit den jüngeren Kindern das Fest und von der freien Bergeshöhe, auf der ihr Haus steht, läßt sie den Blick über die geschichtlich berühmten Stätten des jüdischen Landes schweifen. Es ist nicht bedeutungslos, daß das Haus der Makkabäer hier auf freier Höhe steht. Das Leben auf den Bergen erweitert den Blick, läßt das Herz höher schlagen, stählt die Kraft und erweckt ein ruhiges Selbstvertrauen. Es setzt aber auch den Menschen in näheren Verkehr mit der Natur und ermöglicht ihm einen engeren Anschluß an seinen Gott. Um so stärker muß nun dies Selbstvertrauen werden, wenn die geschichtlichen Erinnerungen, die der Blick auf das Gebirge Juda und Ephraim anregt, zum Teil auch in die Geschichte des eigenen Hauses zurückführen, und wir dürfen es glauben, daß Leas Herz erbebt, wenn sie die Stätte sieht, wo David den Goliath schlug, denn sie selbst ist von Davids Haus. Aber nicht an *den* König Salomo denkt sie, der Gott lieber um ein weises und verständiges Herz bitten wollte, denn um Macht und Reichtum, sondern an *den* Salomo, dessen Reich von Typhsa bis Gaza reichte, den gewaltigen, mächtigen Herrscher. Sie will die Größe ihres Volks wiedererleben, aber sie ahnt nicht, daß der Weg zu dieser Größe durch die Demut hindurch führt. So achtet sie des ehrwürdigen, aber demütigen Gatten wenig und sucht ihre Kinder zu den Helden heranzuziehen, von denen sie träumt, die durch eigene Kraft ihr Volk befreien und den alten Glanz des Makkabäerhauses erneuern sollen. Wir hören aus den Reden der jüngeren Kinder, wie oft in diesem Hause von den großen Tagen der Vorzeit geredet wird, wir hören auch, daß man den Verheißungen Gottes lauscht, der einen Retter für die Zu-

kunft verſprach. Während aber bei den älteren, bei Lea, Judah, Eleazar der Gedanke an Gott als den eigentlichen Erretter mehr und mehr abgeblaßt, zu einer Art frommer Phraſe geworden iſt, bewahren die Kinder noch ein reineres, tieferes, religiöſes Gefühl in ihren Herzen. Leas religiöſes Empfinden wird durch ihren leidenſchaftlichen Ehrgeiz erſtickt.

Jede tragiſche Handlung entfließt aus dem Willen der handelnden Perſonen. Dieſer aber findet ſeine ſtärkſte Form in den Zuſtänden, die wir als Affekte oder als Leidenſchaften bezeichnen. Zwiſchen beiden hat Ludwig ſcharf geſchieden. Der Affekt, ſagt er, reißt den Blinden, den er blendet, mit ſich fort. Er erſcheint und verſchwindet wieder, ohne tiefere Wirkungen zu hinterlaſſen, wie ein Feuerwerk. Ganz anders die Leidenſchaft. Sie ſtellt den bewegenden, ewig ſich gleichbleibenden Grundtrieb des Menſchen dar, wenn ſie auch ihre Ruhepunkte hat; mit einer grandioſen Konſequenz verfolgt ſie ihr Ziel, nicht, indem ſie den Blick des von ihr beſeſſenen Menſchen dauernd verſchleiert, ſondern ſo, daß er mit voller Überlegung, trotz der Reaktion ſeiner geſunden Vernunft, trotz der Regung ſeines Gewiſſens, dieſem dämoniſchen Drange ſeines Herzens folgen muß. Die Leidenſchaft kann ſich aber mit gelegentlichen Affektaufwallungen verbinden, je nach dem Charakter der Perſon, von der ſie Beſitz genommen hat. Dann ſteht jener „kalten Leidenſchaft“ wohl eine „heiße“ gegenüber. Sie hat dann „die doppelte Tendenz, ſich zu befriedigen und zugleich dieſe Befriedigung zu vereiteln. Leidenſchaft macht auf der einen Seite beſonnen, ſie macht den Dummkopf klug, den Feigling tapfer, um ihren Zweck zu erreichen; nun iſt ſie aber mit einem Affekt verbunden, und dieſer iſt in ſeinem Tun durchaus Naturkraft und von allen Geſetzen an Zweckmäßigkeit und Unterordnung losgeſprochen. Er macht den Klugen dumm, den Tapferen feig u. ſ. w. Dieſe Doppelnatur von Beſonnenheit und Zweckmäßigkeit und völliger Beſinnungsabweſenheit und Zweckwidrigkeit macht den tragiſchen Widerſpruch innerhalb der Leidenſchaft ſelbſt aus.“ An ſolchem Widerſpruch zwiſchen Wollen und Vollbringen, zwiſchen gewaltigen Intentionen des

eigenen Herzens und den geringen Kräften der menschlichen Natur geht ja der tragische Held überhaupt vorzugsweise zugrunde.

Natürlich wird der Dichter solche „heiße Leidenschaft", mit dem Affekt gepaart, vor allem in schwächeren Naturen, in Frauen wie hier in Lea verkörpern. Der an sich berechtigte, bei Mattathias die ganze Persönlichkeit weihende und erhebende Drang nach Ehre hat bei ihr schon die krankhafte Form leidenschaftlicher Ehrsucht angenommen. So läßt gerade ihre „heiße", von Affekt durchglühte Leidenschaft sie übersehen, daß das einzige Mittel, ihre Kinder zu Rettern des Volks zu machen, eine Erziehung im steten Aufblick zum Herrn wäre. Sie denkt auch nicht so sehr an die sittliche Not des Volkes, als an die Führerrolle im Kampf, die sie dem starken, verschlossenen Judah, und an die Führerrolle im staatlichen und religiösen Regimente, die sie dem leichtbeweglichen Eleazar zugedacht hat. Immer vom Augenblick abhängig, bleibt sie sich im ganzen doch treu und weiß sich in jede momentane Veränderung der Außenlage mit einer bewunderungswürdigen Geschicklichkeit zu finden, um ihren Lieblingen zu den Stellungen zu verhelfen, die sie ihnen zugedacht hat. Sie bewegt sich auf Zickzackwegen, aber doch einem bestimmten Ziele zu: es liegt Konsequenz in ihrem Werk.

Anders Eleazar. „Eine Rolle spielen", ist ihm die Hauptsache; er krankt an der Größe Judahs. Leidenschaft birgt seine kleinliche Seele nicht, er vermag nur in Affekten aufzuwallen, dem nächstbesten Ziele nachzustreben, das seinem Ehrgeiz schmeichelt. Lea sieht nicht die ungeheure sittliche Gefahr, in der ihr Sohn schwebt, sie nährt vielmehr seinen Ehrgeiz durch die Erzählung des Gesichts, das sie einst erlebt hat. Gewiß wird der Herr sein Wort halten, aber ob es zum Heil oder zum Verderben für Eleazar ausschlagen wird, das liegt an ihm selber. Für die Aufgaben, die seine Mutter ihm stellt, besitzt er aber gar nicht die nötige Kraft. Er setzt den heißen Worten Leas Bedenken entgegen, rät zur Besonnenheit, und erst durch wunderbare Fügungen, die ihm das ersehnte Ziel

plötzlich näher rücken, kann er sich in eine Art künstlicher Begeisterung hineinsteigern.

Wie anders wieder Judah! Nicht in hastiger, nervöser Erregtheit, wie sein jüngerer Bruder, erscheint er, sondern ruhig, gelassen, im Vollgefühl seiner Kraft, der ein Löwe zur Beute fiel. Die Schmähungen seiner Mutter, die sich gegen seine scheinbare Trägheit richten, darf er im Gefühl seiner Würde ruhig hinnehmen, sein Weib aber nimmt er sanft, doch entschieden in Schutz. Judah, in dessen Brust die kalte Leidenschaft vorläufig noch ruht, ist der Besonnenste, er hat auch ein Gefühl für den Wert der hingebenden, nicht feigen, sondern sich selbst aufopfernden Demut, wie sie Naemi verkörpert.

Es gibt freilich auch eine falsche, eine feige, selbstsüchtige, gemeine Demut. Die ist auch verderblich, wie die Ehrsucht, aber sie hat nichts von deren Größe an sich. Und darum ist eigentlich das Haus der Simeiten so ausführlich behandelt, damit wir diesen Gegensatz recht genau kennen lernen. Jeder Sinn für Höheres, Ideales, jedes Kämpfen um der Sache willen, jedes Fühlen mit dem Volke ist hier verschwunden. Da ist der gemein-materialistische Simei, der Führer der Rotte, dem das animalische Leben über alles geht („der Mensch will leben, wenn er sonst nichts will"), der sich zurückzieht, wenn das Haus der Makkabäer emporzusteigen beginnt, um nicht die Leiter für fremden Fuß sein zu müssen. Ein klein wenig anders Boas, der den frechen Mut nicht besitzt, die eigene Bosheit offen auszusprechen, der sich hinter frommen Phrasen versteckt, den Namen Gottes anruft und damit eine Gotteslästerung nach der anderen ausstößt, der sich den Mann der „Demut" nennt, sich aber nicht vor Gott, sondern vor Menschen demütigt. Nur so lange sind diese Simeiten „demütig", unterwürfig, als sie der Gewalt weichen müssen; sobald sie später selbst die Gewalt haben, fährt die Wolfskralle aus dem Schafspelz heraus.

Dem gegenüber erscheinen die Makkabäer als Menschen von großem Wollen, aber dies Wollen, das ja der göttlichen Bestimmung des Menschen entspricht, bewegt sich in verkehrten Bahnen, irdischen Zielen entgegen. Sie sind noch der göttlichen

Erziehung wert, aber der Weg, den sie der Herr führt, leitet durch die Erniedrigung hindurch. Und nun verbindet sich die innere Haupthandlung aufs schönste mit der äußeren Nebenhandlung. Das von Gott liebend geführte, oft eigensinnige, nun gänzlich abgefallene Volk Israel soll wieder groß, sittlich groß werden und sein Vorbild in der hohenpriesterlichen Familie der Makkabäer sehen. Sind diese gereinigt, ist bei ihnen der gute Kern zum Durchbruch gekommen, dann wird das Volk einen festen Halt haben. Einer nach dem anderen aus der Familie wird den Ereignissen gegenübergestellt, um sich daran zu erproben.

Im engen Familienkreise könnte sich Lea bewähren. Sie hätte als Frau, als Davids Tochter den Beruf, auszugleichen, Frieden zu stiften, die alten religiösen Ideale des Volks hochzuhalten, erzieherisch zu wirken. Statt dessen hat sie nur Worte des Hohns für Naemi, die doch allein in einer sündigen Familie sich zu ihrem Gott hindurchgerungen hat, die Böses nicht mit Bösem vergilt, die wahre Demut übt, jene Demut, die keine Feigheit, sondern den allerhöchsten Mut darstellt, den Mut, der sich selbst bezwingt. Lea aber verspottet das sanfte Wesen, und ihr Herz schwillt von Hochmut; die Erzählung von ihrem einstigen Traumgesicht hat ihr Blut heißer schlagen lassen, und nun kommt die plötzliche, allen unerwartete Nachricht, daß das Haus des Hohenpriesters Onias sich selbst zerfleische, daß Onias mit seinen sämtlichen Söhnen und Enkeln von seinem Bruder, der den griechischen Namen Jason annahm, ermordet sei und daß diesem Mörder wiederum der jüngste der drei Brüder, Menelaus, nach dem Leben stehe. Die Aussichten werden günstig für das Makkabäerhaus, auch der alte Mattathias glüht von neuer Hoffnung: er sieht wohl in dem guten Geiste, den er in seine Söhne zu legen suchte, die beste Gewähr für eine Zukunft des Volks. Aber aus den Worten Leas und Eleazars strahlt keine demütige Ergebung in den Willen des Herrn; da flackert die Selbstsucht empor, so daß der greise Vater davor zurückbebt. Eleazars Tun ist von Anfang an vergiftet, wir fühlen es im voraus; er wird so lange mit

dem Syrier spielen, bis er von ihm gefangen ist. Und Lea wird ihm einst fluchen müssen, wie das der greise Vater vorhersagt. Und Judah — schweigt. Vielleicht aus Demut? Nein; das Ziel, dem Eleazar zustrebt, scheint ihm zu gering. „Judah will sein. Einziger Gedanke du, der diesen Busen bis zum Springen schwellt, reif' in des Schweigens Schatten." Und dieser Gedanke ist die Befreiung des Volks, von außen her, durch die körperliche Kraft des Mannes, von der Judah seine gewaltigen Muskeln schwellen fühlt. Aber war diese Befreiung nicht auch auf andere Weise möglich? Der Herr rief doch; wer seine Stimme im Gange der Ereignisse vernehmen kann, der mußte es so gut sehen, wie Mattathias, daß die Stunde der Makkabäer geschlagen hatte. Aber Judah ist nicht gefolgt. Er glaubt, selber die Stunde seines Eingreifens bestimmen, sich selber seine Handlungsweise vorschreiben zu können, er stellt sich eine bestimmte Aufgabe, anstatt demütig zu gehorchen, wenn der Herr ruft. Er ist von der „kalten Leidenschaft" erfüllt, die den Menschen nicht blindlings hinreißt, aber doch verblendet; sie läßt sich sehr wohl mit Reflexion paaren, aber gerade kraft dieser Überlegung wagt es der eigene Wille, sich dem Rufe Gottes zu entziehen.

Mit der größten Sorgfalt und Feinheit wird im zweiten Aufzug das Losbrechen des Judah motiviert, nicht, um es in den Augen des Zuschauers zu rechtfertigen, sondern vielmehr, um zu zeigen, wie schwer er sich dazu entschließen kann, dem Rufe des Herrn Folge zu leisten. Gleichgültig ist er sicherlich nicht gegen sein Volk, das haben wir aus seiner Erregtheit im ersten Akte gesehen, aber er sieht eben die nationale Sache mit Menschenaugen an. Er hofft auf Befreiung seines Volks, er sehnt sich danach, ja, er verzehrt sich in dieser Sehnsucht, aber er glaubt, ohne das Volk selbst, ohne seine tätige Anteilnahme nichts ausrichten zu können. Judahs Gefühl von seiner eigenen Kraft ist auf der einen Seite so groß, daß er sein Volk verachten zu dürfen glaubt und auch von den guten und kräftigen Stämmen, die das Gebirge bevölkern, kaum etwas Großes erwartet; auf der anderen Seite ist sein Selbstvertrauen wieder

ſo klein, daß er es nicht wagen will, ſelbſtändig loszuſchlagen und das Volk mit ſich fortzureißen. Das iſt nicht jene ruhige Kraft, die aus einem wahrhaften Gottvertrauen entſpringt, ſondern Selbſtſucht, Selbſtvergötterung; ſo ſchwankt er zwiſchen Hochmut und Verzagtheit hin und her; Gott aber kann keine halben Menſchen, keine Widerſpruchsmenſchen brauchen, ſondern verlangt, daß die ganze Perſönlichkeit ſich in den Dienſt ſeiner Sache ſtelle. Beſäße Judah, wie ſein Vater, den durch ſteten Verkehr des Herzens mit Gott geſchärften und erweiterten Blick für die Nichtigkeit irdiſcher Größe, ſo müßte er ſchon lange zum Schwert gegriffen haben und bedürfte der ſtrengen Schule nicht, in die ſein Gott ihn nimmt. Er wäre dann freilich auch kein dramatiſcher Held.

Hier aber muß er halb gegen ſeinen Willen zur Tat gedrängt werden. Das kann im modernen Drama nicht durch einen Machtſpruch Gottes geſchehen, auch ein Traum, ein Orakel u. ſ. w. würde, ſo berechtigt dergleichen in Nebenmotiven ſein mag (vergl. Leas Geſicht!), an ſo wichtiger Stelle die Wahrſcheinlichkeit verletzen. So blieb alſo dem Dichter nichts anderes übrig, als durch die Gewalt der Ereigniſſe den Kreis derer, die dem Volke Hilfe bringen können, immer mehr und mehr zu verengen, bis ſchließlich auch das blödeſte Auge ſehen muß, daß einzig und allein auf Judah die Hoffnung Israels beruht. Entzöge er ſich auch dann noch, ſo wäre er aus dem Grunde ſchlecht; greift er kräftig zu, ſo zeigt ſich, daß er wenigſtens im Kern gut iſt, womit noch nicht geſagt iſt, daß er überhaupt vollkommen wäre.

Der zweite Akt beginnt im engſten Familienkreiſe und endet mit einer gewaltigen Volksſcene. In bewußter Steigerung wird die allgemeine Gefahr dem Judah näher und näher gebracht. Daß von Jeruſalem her kein Heil zu erwarten ſei, hat uns der erſte Akt gezeigt. Das Heil muß vom Lande kommen, von der kräftigen Bergbevölkerung her, und das Haus der Makkabäer iſt durch ſeine Abſtammung höher verpflichtet, als jedes andere. Der Führer aber dieſes Hauſes iſt Mattathias. Solange ſein gewaltiger Geiſt noch rege, ſeine Hand

noch kräftig ist, könnte es uns vielleicht vermessen erscheinen, wenn Judah eingreifen wollte. Und darum setzt der zweite Akt damit ein, daß Mattathias im Sterben liegt, und die allgemeine Aufregung, die sich seiner Umgebung bemächtigt, verrät uns, wie bedeutsam sein Tod für sein Haus und weiterhin für sein Volk werden muß. Mit ihm geht gleichsam die gute, alte Zeit dahin: wie war er doch so ganz anders, als seine Umgebung! Das Volk in Jerusalem und anderswo ist abgefallen und gibt sich mit Vergnügen den neuen Unterhaltungen hin, die der Landesfeind eingeführt hat, mitten unter dem Drucke einer fremden Besatzung. Mattathias dagegen, den der Herr äußerlich reich gesegnet hat, verzehrt sich im Gram über den sittlichen Niedergang dieses Volkes. Er hat es nicht verachten gelernt, wie Judah, weil der Herr in ihm lebt und ihm immer neue Liebe zu seinen Stammesgenossen einflößte, und so hat er den Hohn Judahs gegen Israel als gegen sich selbst gerichtet empfunden, hat sich mit denen für eins erklärt, die Judah verachtete. Liebe ist überhaupt der Grundzug seines Wesens, die Liebe zu Gott hat seinen klaren Blick für die Menschen geschärft, denen er tief ins Herz schaut: er begrüßt Naemi als das blühende Reis, als den Stab, auf den sich sein Alter stützen kann, während Lea die Schwiegertochter auf jede Weise zu schmähen sucht. Aber er sieht auch Eleazar schaudernd ins Herz, er sieht die Selbstsucht, die ihn fortgetrieben hat und die sein Unternehmen von vornherein vergiftet. Wenn nun der sterbende Greis mit dem brechenden Auge zum Herrn fleht um den Retter Israels, sollte da nicht Judah das Blut in die Wangen schießen und die gewaltige Bewegung ihn fortreißen?

Aber die Führung der häuslichen Angelegenheiten liegt ja vorläufig in den Händen Eleazars und Leas. Werden die Befürchtungen des Vaters in Erfüllung gehen? Vielleicht leistet doch der jüngere Bruder, was sie alle von ihm erwarten. Auch diese Hoffnung muß erst zerstört werden. Mit seiner nachdrücklichen Art, wichtige Punkte der dramatischen Handlung vordeutend zu bezeichnen, läßt uns der Dichter durch Jojakim

zunächst in fliegender Hast, in fiebernder Erregung die Unglücksbotschaft zu teil werden: Dieser Eleazar, der soeben herbeieilt, um sich den Segen des sterbenden Vaters zu erschleichen, hat vor dem Auge des Syriers geopfert. Der Fanatismus des Unglücksboten läßt uns jetzt schon ahnen, welche Schwierigkeiten seinerzeit die rechtgläubigen Israeliten dem Judah bereiten werden. Wie gemein sind die Motive, um deren willen Eleazar die Sache seines Gottes verlassen hat! Nicht einmal die Aussicht auf die Hoheprieſterwürde steht für ihn im Vordergrunde, sondern mit einem Weibe hat man ihn geködert, mit der Schwester des Antiochus, und ihr zuliebe hat sich sein Mund an griechische Laute und Namen gewöhnt. Mit ihm zugleich fällt Lea; sie hat ein unheimliches Verständnis für das, was in der Seele ihres Lieblings vorgegangen ist, sie nimmt ihm die Worte gleichsam aus dem Munde, redet für ihn, versteht und entschuldigt alles, was er an seinem Volke gesündigt hat. Beide persönlich-menschlich-irdischen Motiven folgend, setzen sie auch bei anderen nur persönliche Motive voraus und werfen dem eifernden Jojakim Neid vor, weil sie sich in das Seelenleben des gesetzestreuen Mannes nicht hineinfinden können. Auch Judah hat sich in seine eigenen menschlich kleinen Vorstellungen über die Möglichkeit einer Befreiung verrannt, und dadurch ist sein Auge verschleiert. Es muß erst etwas Großes, Fortreißendes, Aufrüttelndes vor sich gehen, das seine ganze Persönlichkeit durcheinanderrüttelt.

Die Syrier kommen! Das bloße Wort bringt eine ungeheure Aufregung hervor, und unsere Spannung erhöht sich noch, indem die Schreckensbotschaft abwechselnd widerrufen und bestätigt wird. Die Gefahr ist aber in Wahrheit aufs höchste gestiegen. Antiochus der ältere ist in Jerusalem eingezogen, hat die Heiligtümer Israels entweiht und der Würde des Volks ins Gesicht geschlagen. Aber dies Volk fühlte seine Würde nicht mehr. Nun soll das ganze Volk, die Gebirgsbewohner voran, sich unterwerfen; er hat erkundet, daß im kleinen Modin noch ein Haus vorhanden sei, das einen geistigen Mittelpunkt des Volks bilden könnte, das Prieſtergeschlecht der Makkabäer.

Dorthin schickt er Nikanor und Gorgias, „seine beiden Hände", nicht, um politische Unterwerfung zu fordern — das Volk wagt schon lange keinen Widerspruch mehr —, sondern, um Verleugnung des alten und Anbetung des neuen Gottes zu verlangen, ja, er schickt eine Statue der Athena mit, der auf der Stelle geopfert werden soll.

Und Judah steht noch immer untätig. Noch ist ja sein ältester Bruder da, Simon. Gewiß, dieser tut seine Pflicht, er weigert sich mannhaft, dem fremden Gott zu opfern, aber in aller Ruhe und Bescheidenheit. Zum Führer des Volks ist er nicht geboren. Vielleicht ist aber das ganze Volk so standhaft, wie dieser? Dann braucht es keines Anführers. Da erfolgt nun die stärkste Mahnung des Herrn an Judahs religiöses Gefühl. Dies Volk taugt an sich gar nichts. Es ist schon so verkommen, daß es sich nur zu bald beugen wird, wie jenes in Jerusalem. Es wird erst groß, wenn der Herr es beseelt, wenn er es aufruft durch einen von ihm begnadeten Führer. Es wird opfern! Ja, noch schlimmer: weil der, auf den aller Augen schauen, sich sträubt, die Sache des Herrn zu führen, so muß er es erleben, daß gerade aus seiner eigenen Verwandtschaft der Verräter ersteht. Simei geht, zu opfern. Und Gefahr droht durch diesen Schritt nicht bloß dem Volke, auch dem Hause der Makkabäer. Das gemeinste Motiv beseelt den Nichtswürdigen: er will zunächst sein eigenes Leben erhalten, denn die Syrier drohen mit Vernichtung, wenn der Opferduft nicht sofort vom neuen Altare aufsteige; dann aber möchte er sich durch seine feige Tat als den Erretter des ganzen Volkes erweisen und dadurch das Haus des Mattathias aus der Achtung Israels verdrängen und seine eigene Familie in die Höhe bringen.

Nun endlich tritt Judah kräftiger hervor. Zwar hat er schon das Volk aufrufen lassen, um sich an seine Spitze zu stellen; aber der Herr braucht die Menge nicht, er braucht nur demütige Unterwerfung, und das soll Judah erkennen lernen. Darum jetzt die höchste Spannung, ehe das Volk mit Waffen eintrifft. Es wird Judah ungeheuer schwer, die Hand zu erheben, zumal

gegen einen seiner Verwandten, gegen das Oberhaupt der Familie, der seine Naemi entsprossen ist. Aber der Herr will's, daß er in seinem Dienste alles aufopfere, wie Abraham aus seiner Heimat und von seinen Verwandten fortging. Und Judah wächst gewaltig, sobald er nur einmal die Hand des Herrn ergriffen hat und von seinem Geiste durchleuchtet wird. Auch die Einsprache Naemis kann ihn nicht aufhalten; mit Bitten sucht er den Oheim von dem verhängnisvollen Schritt zurückzuhalten, aber, als der cynische Heuchler dennoch dem Altare sich nähert, fühlt er jedes Band zwischen ihm und sich zerrissen, der Eifer des Pinehas kommt über ihn, und er schlägt zu. Und nun geht es mit Riesenschritten vorwärts; sein Mut wächst, seine Körperkräfte steigern sich: zu Boden wirft er die Statue der Heidengöttin. Auch sein innerer Sinn ist gewachsen; wie im Banne einer höheren Eingebung spricht er die Worte, die er später nur zu bald vergessen soll, die das Leitmotiv für das ganze Werk ergeben: „Ich bin ein Einzelner. Was bäumt denn diese zurück unsichtbar? überfällt ihr Auge mit Schrecken, der die ehernen Arme lähmt? Das ist der Gott Jehovah Zebaoth, der mich umkreist mit seines Fittichs Schrecken. Er will's! Der Herr will's! Wenn der Herr es will, wer widerstrebt?" Also nicht auf die Masse kommt es an, „der Herr ist mächtig in dem Schwachen", der einzelne verscheucht das gewaltige Heer der Feinde, sein Beispiel befeuert den Mut des ganzen Volks, daß es vor Kampflust und Gottesbegeisterung in heiligem Schauer erbebt.

Der Geist des Herrn ist mitten in dieser Versammlung. Er erfüllt noch einmal den sterbenden Mattathias, daß er seinen Segen ausspricht über den Retter des Volks, den seine brechenden Augen noch sehen durften. Wird dieser Segen in Erfüllung gehen? Gewiß; aber, ob es sofort oder erst in ferner Zukunft geschehen wird, das hängt ganz von dem Träger dieses Segens ab. Wir wollen beachten, daß der Segen im Munde des Greises nur dem „Streiter Gottes" gilt. Solange Judah das ist und nichts als das, wird sich der Segen wirksam erweisen.

Aber die Tragik liegt eben darin, daß er sich fürs erste auf der Höhe nicht halten kann, auf die ihn der Herr gestellt hat. Er ist innerlich noch nicht stark und fest genug dazu, seine Persönlichkeit ist noch nicht durch die Hand Gottes hart geschmiedet. Unser aller Unglück ist es, daß uns das Glück der höchsten inneren Erhebung, wo das Stoffliche, Irdische zurückweicht und wir in unmittelbaren Verkehr mit der Gottheit zu treten glauben, eben nur auf Augenblicke zu teil werden. Fromm ist der, bei dem diese Augenblicke eine Weihe über sein ganzes Leben ausbreiten, so daß er auch bei der geringsten alltäglichen Beschäftigung etwas davon durchfühlen läßt. Unfromm ist der, bei dem diese Eindrücke verweht werden, wie Spreu vom Winde.

Und Judah hält nicht stand. Eben noch hat er den Syriern, als sie dem Volke drohten: „Wir kehren mit Hunderttausend", mannhaft und fest geantwortet: „Gott allein ist tausendmal tausend". Da wenden sich die syrischen Feldherren an ihn selber, sie beleidigen die eben in ihm erwachte, bisher aber von seiner religiösen Erhebung noch unterdrückte persönliche, kriegerische Ehre: „Jetzt höhnst du, doch du bebst einst, wenn wir kehren", . . . und da bricht seine persönliche Befriedigung an Kampf und Sieg unmittelbar hervor: „Vor Lust, ja, wie ein Baum im Regen bebt."

Nun ist die Leidenschaft, die so lange in seinem Herzen unterdrückt war, erwacht, heller und heller lodert sie auf, und bald wird ihre Flamme das zarte Pflänzlein der Demütigung unter Gottes Willen verzehrt haben. Mit bewunderungswürdiger Schnelligkeit und Sicherheit findet sich Judah in die Rolle eines Führers im Kampfe hinein, sein starker Wille stemmt sich zum ersten Mal gegen den des Jojakim, wenn er die Tötung der flüchtigen Syrier verbietet (wie einst Saul gegen Samuels Wort und gegen Gottes Willen Gefangene verschonte; der alttestamentliche Jehovah ist ein starker und eifriger Gott!). Stolz erklingt sein Wort: „Wehe dem, der meine Boten an den König tränkt." Als ein Aar will er in der Felsenwüste warten, bis ihm die Schwingen wachsen; in-

zwischen zwingt er mit Drohungen das Volk, ihm zu folgen, er organisiert die Unternehmung gegen den Feind und sorgt für die Sicherheit Modins. Und kaum hat er der Selbstsucht Einzug in sein Herz gegönnt, da beginnt sich auch schon hinter seinem Rücken Widerstreben zu regen; Eleazar, der erst aus Feigheit und Vertrauenslosigkeit nicht loszuschlagen wagte, fällt nun ab aus Eifersucht gegen Judah, der ihm auch hier den Vorsprung abgelaufen hat. Und hinter Eleazar steht doch die ganze Partei der Abgefallenen, die ihre eigenen Ziele verfolgen und sich nun mit Bewußtsein gegen ihn stemmen. Vorläufig halten die Frommen, Gott unbedingt Ergebenen, zu ihm, doch nur so lange, als Judah selber sich unbedingt dem Herren unterordnet. Aber wie ein düsterer Schreckensruf tönt uns das Kriegsgeschrei ins Ohr, mit dem der Aufzug schließt. Da heißt es nicht mehr, wie kurz vorher: „Der Herr will's", sondern der junge Feldherr selber gibt die neue Parole aus: „Schwert des Herrn und Judah". Er hat es gewagt, sich neben den Gott seiner Väter zu stellen.

Durch die Wucht der Ereignisse ist Judah im zweiten Akte mit fortgerissen und auf eine Höhe gestellt worden, auf der er sich nun erhalten sollte. Mit ihm zugleich hat Leas Seele einen neuen Aufschwung gewonnen, sie erwartet jetzt das Heil nicht von Eleazar, sondern von Judah. Im weiteren Verlauf der Handlung sollen beide nun die Größe, die sie errungen haben, bewähren; sie sollen zeigen, ob sie wirklich innerlich große Menschen geworden sind, ob das Edle und Gute in ihnen endgültig zum Durchbruch gekommen ist. Es lag dem Dichter gar nichts daran, die Makkabäerin als Heldenweib, als Kämpferin vorzuführen: sie handelt und versündigt sich als Weib, als Mutter. Und an demselben Gang der Ereignisse mußte erst Judah und dann, von ihm getrennt, selbständig, Lea ihre Kraft erproben. Es trifft sich ja ausgezeichnet, daß die Makkabäer in einem abgelegenen Bergstädtchen leben, wohin die Nachrichten von den Ereignissen der großen Welt nur langsam dringen. So steht Judah denn den Tatsachen selbst gegenüber: das Reich des Mannes ist die Außenwelt, die Er-

probung der körperlichen Kraft; Lea aber muß sich mit den Berichten auseinandersetzen: die Frau ist mehr auf das Innenleben angewiesen. Durch eine gewaltige innere Spannung wird dann in dieser zweiten Hälfte des dritten Aktes dafür gesorgt, daß die Wiederholung der Ereignisse auf den Zuschauer nicht ermüdend wirkt.

Äußerlich scheint Judahs Glück noch fortwährend im Wachsen begriffen. In zwanzig Schlachten hat er die Feinde geschlagen, soeben bei Beth Horon und Ammaus glänzende Siege erfochten und sich damit den Weg nach Jerusalem freigemacht. Da der Dichter sehr gut weiß, daß die Darstellung von Schlachten auf der Bühne, bei Shakespeare noch etwas ganz Gewöhnliches, für den modernen Zuschauer immer peinlich ist, so begnügt er sich damit, uns von diesen Schlachten erzählen und gerade noch beim Aufgehen des Vorhangs den Siegsruf ertönen zu lassen.

Aber wie lautet dieser Siegsruf? „Sieg mit Judahs Schwert." Die Syrier fliehen, doch von dem, der sie durch Judahs Hand in die Flucht schlug, ist nicht die Rede. Wir fühlen sofort, daß Judah im Begriffe ist, sich von der Oberleitung des Herrn zu emanzipieren und auf die eigenen Füße zu stellen. In dieser gefährlichen seelischen Lage muß ihn der Herr erproben, und so naht jetzt der Versucher, der den Eigendünkel des jungen Feldherrn aufstacheln soll. In der Schrift ist davon die Rede, daß die Makkabäer bei der römischen Regierung um Schutz baten. Geschickt hat Ludwig das Motiv umgebogen: die gewaltigste Weltmacht der Erde bietet Judah ihren Schutz an; sein Ruhm ist hinausgedrungen in die Heidenwelt, er hat dem selbstgewissen Volk der Römer Achtung abgenötigt. Noch steht er dem römischen Gesandten ungefähr so gegenüber, wie den drohenden Syriern am Ende des zweiten Aktes. Er findet noch das rechte Wort, er lehnt den Antrag der Römer ab, sein Volk solle auf sich selbst gestellt sein. Er weist auch des Römers Schmähungen gegen das jüdische Volk zurück und schätzt dies Volk jetzt höher ein als früher. Aber die Schmeicheleien, mit denen der Römer seinen Mut, seine

Klugheit, seine Feldherrnkunst rühmt, läßt er sich gefallen und, . . . von dem Herrn, der dies Volk und diesen Judah groß gemacht hat, ist keine Rede. Und aus seiner Abweisung spricht doch eigentlich nicht so sehr gekränktes Nationalgefühl, als gekränktes Selbstgefühl, und vielleicht schätzt er dies Volk jetzt nur, weil es sich seinen Absichten unbedingt unterordnet. Wie gefährlich klingen seine Worte nach dem Abgang des Römers: „Selbstgefühl, wie zierst du selbst im Übermaß ein Volk! Wird mir's gelingen, nur die Hälfte dir, die Hälfte nur von Roms Zuviel zu geben, mein Volk?"

Wie immer, geht auch hier der Dichter mit Erwägungen aller Möglichkeiten vor. Vielleicht hat Judah doch nur den Heiden schonen wollen, als er Gottes Namen unterdrückte. Vielleicht lebt der Herr doch in seinem Herzen, seinem Denken und Handeln. Gott stellt ihn anfangs vor eine leichte und, als er diese Probe nicht besteht, vor eine gewichtigere Entscheidung. Natürlich ist es Jojakim, dessen Mund die Sache des Herrn führen muß.

Judah hat Boten ausgeschickt und dem Volk befohlen sich zu lagern und das Siegesfest mit Weintrinken zu feiern. Sein Befehl verstößt gegen die jüdischen Sabbathgebote; aber mit frivolem Spott setzt er sich über die Warnungen des Frommen hinweg, nicht um irgend eines höheren Zwecks willen, sondern, weil er seinen einmal gegebenen Befehl aufrecht erhalten will.

Da geschieht, was niemand erwartet hatte: die fliehenden Syrier sammeln sich von neuem, sie greifen an, sie siegen. Jojakim selbst hat wegen des hereinbrechenden Feiertags die Wachen eingezogen und damit Judahs Befehle verletzt. Es ist menschlich, wenn der Feldherr darüber in maßlose Wut gerät, aber es ist zugleich kurzsichtig: der Sohn eines Mattathias sollte Gottes Willen durch die Worte seines Knechts hindurchfühlen. Aber dieser Judah hört eben Gottes Stimme nicht mehr und, je weiter er auf seinem Wege fortschreitet, um so weiter entfernt er sich von ihm, um so enger verstrickt er sich in seine Sünde, in seine Selbstsucht. Wenn er ausruft: „Ihr

hättet heiliger getan, ihr hättet alles Gesetz des Moses übertreten und meinem Wort gehorcht", so ist wenigstens noch die Möglichkeit vorhanden, daß er in seinem Herzen höhere und niedere Absichten gegeneinander abwägt, wie Christus spricht: „Des Menschen Sohn ist ein Herr auch des Sabbaths"; wenn er aber Jojakims Befehle widerruft: „Der Judah, der sein Volk befreit, befiehlt dem Volk, zu fechten", so überwiegt das persönliche Element schon sehr stark und, wenn er endlich zähneknirschend klagt, daß der „Gedanke seines ganzen Lebens" zerrinne, dann bricht es mächtig durch. Sobald er aber so rein selbstisch spricht, sind eben jene höchsten Gedanken, für die er kämpfen sollte, ganz verflogen. Er hat den weiten Blick verloren, aber auch den Blick in die Tiefe; wie früher Lea, so sieht jetzt auch er bei Jojakim nur persönliche Motive, er hält den begeisterten Pharisäer für neidisch auf seinen Kriegsruhm. Er will ihm jetzt die Führung übertragen, . . . um das Volk zu retten, wie er es sich selber vorredet; in Wahrheit ist es ihm um das Volk als solches gar nicht zu tun. Er hat sich nur in sein eigenes Werk verliebt. Seine Selbstsucht ist nicht so gemein, wie diejenige Eleazars, aber doch im Prinzip verwerflich wie diese. Und so wird er jetzt bittrer gegen Israel als je: „Die Kröte wollt' ich zu 'nem Adler flügeln, hin in den Sumpf, der deine Heimat ist, werf' ich dich wieder!" Und warum flucht er jetzt seinen Landsleuten? Nicht mehr mit einem Schein des Rechts wie früher, als er es in Unglauben, Oberflächlichkeit, Abfall von Gott zu Grunde gehen sah; sondern darum, weil es sich willig dem Gebote des Herrn fügt, weil diese schlichten, einfachen Menschen, die einmal religiös angeregt sind, nun auch die Konsequenzen ihrer Handlungen ziehen, auf ihrem guten Wege fortgehen, weil sie fühlen, daß an ihrem Leben wenig gelegen sei, wenn nur das Gesetz des Herrn gewahrt werde. Diese Leute kämpfen und fallen für eine Idee, und Judah, der vor ihnen eine Individualität, aber eine irre geleitete voraushat, kämpft für sich selbst, für seinen eigenen Ruhm, für die Vollendung des von ihm begonnenen Werks. Dies Volk steht jetzt hoch über ihm, der es einst so sehr ver-

achtete. Judah sinkt tiefer und tiefer, er muß geradezu seine Abkehr vom Herrn selber in eine Formel bringen: „Gebe ich's auf, dann ist's verloren." Jehovah aber verstockt den, der ihm widerstrebt, wie Pharao. Verblendung ist sein Los. Auch Judah verliert den klaren Blick, er sieht nicht einmal mehr sich selber. Hin und her irrend, von einer Unruhe gepackt, die seiner früheren Festigkeit stark widerspricht, sucht er sich vor sich selbst zu rechtfertigen, als fechte er für eine große Sache, die von den anderen verraten werde. Und so stürzt er sich ins Schlachtgewühl und schlägt auf seine eigenen Landsleute ein, um sie zum Kampfe zu treiben.

Auch diese furchtbare Scene, deren Erzählung uns schon das Blut in den Adern erstarren macht, bringt der Dichter weislich nicht auf die Bühne, er läßt uns über sie berichten. Und nun bewundern wir wieder seine Kunst, wie er eine Fülle poetischer Absichten mit einem Schlage verwirklichen kann. Wir fragen jetzt, wo sich die Erregung über das Zusammentreffen Judahs und Jojakims in uns etwas gelegt hat, nachträglich gewiß: Woher kam denn jener plötzliche Umschlag im Kampf? Wunder sind wir Modernen auf der Bühne nicht gewöhnt, also muß eine ungezwungene Erklärung gegeben werden, und es ist psychologisch durchaus gerechtfertigt, wenn sie jetzt hinterherkommt; vorher hätte sie die Stimmung zerrissen. Der alte Antiochus ist verunglückt, und sein Sohn hat das Regiment an sich gerissen. Zugleich aber hat er beschlossen, auf den Pfaden seines Vaters weiter zu wandeln und das freundliche Spiel, das er bisher mit den Juden getrieben hatte, aufzugeben. Die Nachricht vom Tode des alten Königs und die Begeisterung für den jungen Führer aber hat seine Soldaten, die schon im Weichen begriffen waren, aufs neue befeuert. Wenn auch die plötzliche Sinnesänderung des Antiochus etwas unmotiviert ist, wir nehmen sie ruhig hin, weil wir bei diesem Barbaren überhaupt schroffe Übergänge eher erwarten als bei einem Kulturmenschen und weil uns die gewaltige Handlung über solche Zweifel hinweghilft. Zugleich aber verfolgt die kleine Scene einen weiteren Zweck. Es würde in

diesem dritten Akte etwas fehlen, wenn nur Lea und Judah, nicht aber Eleazar ihren Abfall von der Sache Gottes klar und deutlich bezeugen müßten. Gerade der Thronwechsel bietet hierzu eine passende Gelegenheit, und in aller Form schwört Eleazar oder, wie er sich jetzt nennt, Ajax den alten Glauben ab: „Sie waren deine, und so mußten sie auch deines Ajax Götter werden, Herr.“ Und wie über Judah, so muß auch über ihn das Strafgericht sofort hereinbrechen. Der Herr weiß jeden an seiner verwundbarsten Stelle zu fassen: Judah an seiner „Feldherrnklugheit“, Eleazar an seinem krankhaften Ehrgeize. Glaubt er, durch seinen kriecherischen Abfall dem Heidenkönige die höchste Achtung abzunötigen, so muß er gleich darauf erleben, wie dieser staunend und bewundernd dem Verzweiflungskampf Judahs zuschaut. Und zugleich hat der Dichter damit ein ganz vortreffliches Mittel der Schlachtschilderung gewonnen. Er läßt nicht durch einen mehr oder minder unbeteiligten, beliebigen Soldaten uns das Nötige mitteilen, sondern durch den König selber, der im höchsten Grade bei der Angelegenheit interessiert ist. Wir haben also einen stark persönlich gefärbten Bericht: Dies Volk bezwinge ich wohl, doch diesen Judah nicht. — Und noch einen Schritt weiter geht der Dichter: der rohe Barbar benutzt die Gelegenheit, die wehrlosen Juden in Massen abschlachten zu lassen. Uns schaudert und ekelt vor seiner Roheit. Aber was spricht er über dies Volk? „Sein einziger Tyrann ist sein Gesetz.“ Das hat verzweifelte Ähnlichkeit mit früheren Äußerungen Judahs. Wie tief muß dieser gesunken sein, wenn er sich in der Anschauung über das Volk Gottes des Herrn mit dem herz- und gewissenlosen, bluttriefenden Barbaren berührt!

Judahs gewaltige Erregung im zweiten Aufzug hatte auch Lea mit sich fortgerissen. Auch sie will jetzt für das Wohl ihres Volkes tätig sein und, da die Sache der Frau nicht der Angriff ist, so nimmt sie sich um die Verteidigung von Modin an, viel mehr als ihr Sohn Johannes, dem eigentlich dies Amt übertragen ist. Sie will also an dem großen Werk ihres Judah teilnehmen, soviel es in ihren Kräften steht. Es kommt nun

für sie darauf an, ob sie es in reinerem Sinne tut, als er. Ihm mußte sich, als er allein dem syrischen Heere gegenübertrat, mit überwältigender Gewißheit die Überzeugung aufdrängen, daß seine Kraft allein auf dem Herrn beruhe, der ihn stark machte. Und wenn nun Lea in den Stand gesetzt wird, eine große Tat für die nationale Sache zu tun, so muß auch sie eigentlich, wenn sie ehrlich ist, Gott allein die Ehre geben.

Und ein wichtiges Werk gelingt ihr. Nicht in der männermordenden Schlacht darf sie stehen, aber mit Klugheit und Entschlossenheit das Ränkegespinst der Simeiten zerreißen, die den Feinden den Weg nach Modin gezeigt haben und die Stadt und ihre Bewohner verraten wollen, um sich die Gnade des Syriers zu sichern. Da hat Lea vorgebeugt, und das Volk jubelt ihr zu: „Der Mutter von Modin Tag ohne Ende."

Würde Lea die ungestümen Huldigungen des Volkes annehmen, so wäre sie der Erziehung durch den Herrn gar nicht wert. Einen Augenblick regt sich ihr religiöses Gefühl; gerade so lange, daß wir ihre Verantwortlichkeit für ihr ferneres Geschick empfinden können: „Nur dem Herrn, dem Schutzgott Israels gebührt der Preis" — aber die Worte sind mehr Phrase, denn daß sie aus dem Herzen kämen — und darum fährt sie fort: „Und Judah, dem Erwählten." Und so wortkarg ihr Dank gegen Gott war, so überreich entströmen die Worte ihren Lippen, wo es sich um den Preis ihres Sohnes handelt. Also die Demut gegen Gott wird auch bei ihr erstickt durch persönlichen Hochmut. Nun hat aber der Künstler mit feinem Gefühl die Klippe vermieden, daß das Hochmutsmotiv Judahs hier etwa genau wiederholt und damit langweilig würde. Der Stolz der Mutter richtet sich nicht auf sich selbst, sondern nur auf ihre Kinder. Sie begehrt nichts für sich, aber sie verlangt jede Anerkennung für Judah, ihren Helden. Gewiß ist die Mutterliebe an sich berechtigt, ja, im höchsten Grade lobenswürdig. Aber sie ist hier in falsche Bahnen gelenkt. Lea denkt nur auf die irdische Größe ihrer Kinder, nicht auf ihre sittliche Hoheit. Ihr Blick ist beschränkt, und so mischt sich in

alles, was sie tut und sagt, das verderbliche stoffliche, irdische, persönliche Element ein. Wenn sie die verräterische Familie der Simeiten verdammt, so ist das gerecht. Aber ist es wirklich bloß der Abfall der Simeiten von Gott, der sie ihr verächtlich macht? War das der einzige oder auch nur der wichtigste Grund ihres Hasses? Wir wissen es besser. Es ist die Wut darüber, daß dieses niedre Haus es gewagt hat, sich in ihre Familie einzudrängen, es ist ihr Widerwille gegen die unschuldige Naemi, deren Demut und Treue allein schon alle Gegnerschaft in ihr tilgen sollte.

Aber sie soll diese Nachtseiten ihrer Seele immer deutlicher offenbaren, damit nachher die Hand des Herrn um so schwerer und nachdrücklicher auf sie herniederfalle. Oder besser: sie soll im Unglück und im Glück erproben, ob sie von ihrem persönlichen Streben geheilt ist oder nicht. Um sich in ihrem ganzen Hochmut zu zeigen, muß sie einen Gipfel des scheinbaren Glücks erreichen. Damit sie sich aber auf diesem Gipfel um so sicherer fühle, muß sie erst durch das Unglück hindurchgehen und zugleich in einem Augenblick der Erniedrigung die ganze Bosheit der Simeiten an sich selbst erfahren, damit nachher ihr Haß wenigstens menschlich verständlich werde. So ist das folgende Auf- und Abwogen der verschiedenen Nachrichten zu verstehen. Nicht ein wirres Durcheinander mannigfaltiger Stimmungen und Situationen schildert uns der Dichter, sondern ein reiflich überlegtes Wechseln der Glücksfälle, worin sich der tiefste, innere Kern des Charakters der Heldin offenbaren kann.

Zunächst kommen die Unglücksbotschaften. Den Syrierhaufen hat Lea zwar abgeschlagen, der die Bergfeste erschleichen wollte. Doch bei Beth Horon und Ammaus stehen größere Haufen, und von Judah hat man seit Monden nichts gehört. Die Lage ist darum so gefährlich, auch für Lea, weil Amri und Boas, jetzt die Führer der Simeiten, eine große Partei Volks hinter sich haben. Dieses Volk ist eben auch wieder zurückgesunken in das gedankenlose Treiben des Alltags, dieses Volk vermag an sich gar nichts, und es zeigt sich auch hier wieder, wie töricht Judah war, wenn er von diesem Volk er-

wartete, was ihm nur der Herr geben konnte. So gut wie ihm folgen sie irgend einem politischen Agitator, sie hören nach dem, der am lautesten schreien kann, dem die augenblickliche Situation recht zu geben scheint. So sehen wir sie in den folgenden Scenen mehrmals ihre Meinung wechseln, weil sie überhaupt keine eigene Weltanschauung haben. Wohl möglich, daß bei einer schlechten, auf äußerliche Mätzchen gerichteten Aufführung diese Scenen komisch wirken können; in Wahrheit liegt eine furchtbare Tragik in ihnen. Dies Volk ist nichts, wenn es nicht einen großen Führer vor sich hat oder durch göttliche Fügung von großen Ideen durchdrungen ist. Dauerndes Festhalten einer gehobenen Stimmung ist nicht Sache des Pöbels. Wir denken dabei an das Volk in Goethes Egmont, das auch nicht etwa jene ideale Gemeinschaft darstellt, von der Egmont dem Alba spricht, sondern immer nur an das Nächste, an das Eigene denkt, Klärchen im Stich läßt und erst durch ungeheure Ereignisse, wie die Hinrichtung des Helden, aus seinem Schlaf aufgerüttelt werden muß. Und wenn dieses Volk die Wahl hat zwischen mehreren Führern, so wird es gewiß nicht dem folgen, der ihm den harten Weg der Pflichterfüllung anrät (es sei denn in einem Augenblick der höchsten Erregung, wo das Streben sogleich zum Erfolge führt, wie bei Judahs Losbrechen), jenen Weg, der mit langem, geduldigem Zuwarten, mit vielen getäuschten Erwartungen, mit viel nutzloser Kraftverschwendung verbunden ist. Viel lieber wendet sich die Masse jenen gemeinen Philisternaturen vom Schlage der Simeiten zu, die ihm einen feigen, faulen Eudämonismus predigen. Natürlich steht dem Volke die leibliche Wohlfahrt viel näher als die sittliche. Der Weg, den Judah im Anfang seiner Heldenlaufbahn beschritt, kann zur Vernichtung der persönlichen Existenz des Einzelnen, der Freiheit des Volks führen. Großes an Großes wagen ist aber auch nicht des Volkes Sache. Und so glaubt es eben dem Verführer, daß Judah mehr Verderben als Segen über das Volk bringe. Nun stehen aber diese Ausführungen nicht etwa bloß hier, damit das Problem von allen Seiten erwogen werde. Es soll gleichsam Lea durch diese an

der Oberfläche haftenden Ausführungen gezwungen werden, in die Tiefe zu steigen. Das Unglück vertieft den Blick des im Grunde guten und frommen Menschen, ihn lehrt die Not beten. Und wirklich, Lea findet die rechte Antwort: „Rettet' er das Volk, wenn er es lockte von dem Herrn? Nein, er verdarb es." Sie ist auf dem richtigen Wege, aber sie geht auf ihm nicht bis zum letzten Ziel. Sie kommt sofort wieder auf Judah zu sprechen und kann sich nicht an den Gedanken gewöhnen, daß er das, was er ist, nur durch den Herrn sei. Und darum darf Boas mit seinen philisterhaften Phrasen fortfahren: als echter Volksaufwiegler, der immer am meisten Erfolg hat, wenn er sich an das alltägliche, gemeine, platte Leben hält und alles Übersinnliche verhöhnt und ablehnt, vermischt er platten Rationalismus und rabbinische Schriftauslegung miteinander: der Herr hat Judah nicht gerufen . . . denn niemand hat ihn rufen hören. Also hat Judah dem Herrn vorgegriffen, aber nicht aus Liebe zu seinem Volke . . . denn er hat es verhöhnt. Daß Gott durch das Herz zum Menschen rede und daß Judahs Hohn der Ausdruck enttäuschter Erwartungen war, verschweigt er wohlweislich, und die Menge ist zu blöde, um das zu empfinden, Lea aber gerade durch ihre eigene Verwechselung von Ewigem und Irdischem so verwirrt, daß sie jetzt nicht die richtige Antwort findet. Und so darf Boas seine mechanische Gottesauffassung vortragen, die eigentlich eine Gotteslästerung ist: Der Herr hat das Volk ins Elend gebracht, also soll es darin bleiben, bis er es selbst erlöst. Darum demütige man sich vor dem Syrier und liefere ihm als Pfand der Unterwerfung Leas Kinder aus. Und die Makkabäermutter sieht ein, daß hier nur der Herr helfen kann; sie ruft um ein Wunder, und das Wunder geschieht. „Rufe mich an in der Not, so will ich dich erretten, und du sollst mich preisen." Wird Lea Gott die Ehre geben? Wird sie nun von einem höheren Ewigkeitsgesichtspunkte aus die Dinge dieser Erde, vor allem das Los ihrer Kinder betrachten? Jener erste Erfolg bei der Verteidigung der Bergfeste hatte sie nicht gereinigt, das Unglück dagegen hat sie der Läuterung nahe gebracht;

wird sie sich nun im höchsten Glück bewähren? Nicht im Handeln kann das Weib seine Vollkommenheit zeigen; das Reich des Weibes ist das menschliche Herz. Wie Lea groß ist in der Liebe zu ihren Kindern, so sollte sie als die Gottbegnadete groß sein in der Liebe gegen alle Menschen, auch gegen ihre Feinde, vor allem aber gegen Unschuldige, die mit diesen Feinden zusammenstehen müssen, hier gegen Naemi. Mit ihrer Herzlosigkeit gegen die Schwiegertochter fingen die Nachtseiten ihres Charakters an sich zu enthüllen. Immer wieder klang dies Motiv durch. Nun, da der Herr sie so wunderbar über alles menschliche Wissen und Verstehen errettet hat, wird sie nun Liebe gegen Naemi üben können, oder wurzelt der Haß, das Ungöttliche, zu tief in ihrem Herzen?

Nur zu sehr spricht die nächste Scene zu ihrem Nachteil. Statt daß diese Nachrichten, eine immer wunderbarer als die andere, ihr immer stärker die persönliche Nähe Gottes klar machten, wächst ihr Stolz, ihre blinde Liebe gegen Judah und ihr blinder Haß gegen Naemi gewaltig an. Bei Beth Horon, heißt es, rief Judah zum Herrn, und er erhörte ihn. „Der Herr gehorcht, wenn ihn der Judah ruft", das ist die Folgerung, die Lea daraus zieht. Wird sie nicht ebenso hochmütig die Erhörung ihres eigenen Flehens anschauen, das sie soeben erlebt? Bei Ammaus hat der Herr die Syrier gerichtet, fährt der Bote fort, und mit maßloser Übertreibung deutet Lea auch diese Nachricht um: „Der Herr setzt Judah auf des Herren Stuhl und läßt ihn richten über Syrien". Antiochus der ältere ist dahin: So straft der Herr Unmenschen, Gewalttätige. Aber Lea zieht für sich keine Lehre daraus. Unbarmherzig will sie Naemi mit den anderen Simeiten der Rache des Volkes aufopfern, dessen fanatische Wut sie soeben erst kennen gelernt hat. Und darum muß blitzschnell der Umschlag erfolgen: der Gnade, der milden Führung, der Güte des Herrn hat sich Lea unwürdig erwiesen, es gibt nur einen Weg, der zur Rettung ihrer Seele führen kann: die äußerste Strenge, ein Gottesgericht von unerbittlicher Konsequenz. Antiochus der jüngere hat mit den Juden gebrochen, hat Judah geschlagen, und in Jerusalem

herrscht Hunger und Pest! Aber die alte Makkabäernatur ist schwer zu brechen. Wie Judah, so hält Lea bis zum äußersten an dem fest, was sie sich vorgenommen hat. Jetzt am allerwenigsten kann sie Jojakims Worte auf sich wirken lassen; beleidigt wendet sie sich von ihm ab, wie kurz zuvor ihr Sohn. Sie klammert sich an die letzte Hoffnung: Noch lebt Eleazar! Es ist nun sicherlich recht gezwungen, daß der Bote, der ihr vorher berichtete, Antiochus werde von einem Abtrünnigen aus Israel, Namens Ajax, begleitet, nicht gewußt haben soll, daß dieser Ajax mit Eleazar identisch sei, so daß dadurch Lea hier in die Lage gebracht wird, unwissend ihrem eigenen Kinde zu fluchen und dadurch die Drohung des sterbenden Mattathias wahr zu machen. Aber glücklicherweise ist dies ganze Motiv keins von den wichtigen, die Handlung beeinflussenden. Und der leise Zweifel, der dem Zuschauer wohl bei dieser Stelle auffteigen mag, verstummt doch vor der Gewalt des Schlußbildes, wie Lea, von allen verlassen, gleichsam den innersten Kern ihrer persönlichen Eigenart offenbart: sie ist alles, was sie ist, um ihrer Kinder willen, für sie nur lebt sie, auf sie ist sie stolz. Judah ist geschlagen, Eleazar abgefallen, aber noch stehen die anderen rings um sie her; und solange das der Fall ist, solange ist auch ihr Hochmut nicht gebrochen. Das mußte unbedingt gezeigt und vom Dichter so stark betont werden, damit wir die Notwendigkeit der späteren Aufopferung der Kinder erkennen. Solange Lea noch über das physische Leben ihrer Kinder verfügen kann, wird sie nur um ihr äußeres, irdisches Wohlergehen besorgt sein. Und wie eine zweite Niobe richtet sie sich mit dem Übermute der Verzweiflung empor: „Ich hab' noch Kinder." Sie werden ihr entrissen. Und nun blickt sie ihnen zagend, verzweifelnd nach und bricht zusammen: „Meine Kinder! Meine Kinder!" Auch sie fühlt, daß man ihr das Heiligste entrissen hat, um das sie bisher gesorgt hat. Wird in diesem gebrochenen Herzen noch ein neues Leben, ein Streben nach höheren, reineren Zielen aufgehen können?

Der dritte Aufzug hatte uns gezeigt, wie sich Lea, Ele-

azar und Judah von ihrem Gotte losſagten. Im Verlaufe des vierten ſollen ſie den Weg wiederfinden, der zu ihm hinführt. Nach ſtrengem Schematismus würden wir vielleicht erwarten, zuerſt von Judah, dann von Lea zu hören; aber der Zuſchauer würde dieſen Schematismus durchempfinden, und jede allzu deutlich ſich offenbarende Abſicht des Dichters wirkt erkältend. Außerdem aber würde auch die Aufmerkſamkeit des Hörers zweimal von einer Perſon auf die andere abgelenkt werden und ſich dadurch leicht zerſplittern. Darum tut der Dichter gut daran, im vierten Akte zunächſt die Schickſale Leas fortzuführen und dann erſt auf Judah zurückzukommen, wobei er nun die in der erſten Hälfte des vierten Akts gewonnenen Ergebniſſe gleich für die Weiterführung der Innenhandlung verwerten kann: Judahs Verhalten gegenüber der Nachricht von den Erlebniſſen ſeiner Mutter und ſeiner Brüder iſt wichtig für die Erkenntnis ſeiner Charakterentwickelung.

Die äußere Handlung in dieſen Teilen des Dramas iſt gering. Die Führerrolle unter den Simeiten hat der boshafte, herzloſe, gewalttätige Amri an ſich geriſſen; er treibt Leas Kinder, denen die klagende Mutter folgt, dem Syrier zu, nur Simon iſt entwiſcht: der Dichter hatte wohl urſprünglich die Abſicht, durch ihn Judah nähere Nachricht über das Vorgefallene zukommen, die Stimmung in Jeruſalem auf das Wiedererſcheinen des Helden vorbereiten zu laſſen. Leider aber iſt das Motiv nachher fallen gelaſſen, und wir verſtehen kaum noch, warum es an dieſer Stelle ſo ſehr ſtark betont wird.

Blutig und ſtaubbedeckt ſchreitet die Makkabäermutter daher. Der Geiſt iſt noch rege, ihr Körper aber entkräftet. Schon hat ſie die Hilfe einer armen Ährenleſerin annehmen müſſen, ſie, die ſonſt über viele zu herrſchen gewohnt war. Mit der größten pſychologiſchen Feinheit führt ſie der Dichter Schritt für Schritt zu der wirklichen Erkenntnis ihrer Ohnmacht, ohne die eine Rettung ihres beſſeren Selbſt überhaupt unmöglich iſt. Des Erfolges gewiß redet ſie auf Amri ein, aber der Unmenſch läßt ſie, um ihre Bitten nicht mehr zu hören, an eine Sykomore binden. Es iſt ſchon viel, daß Lea ſich ſo weit

herabläßt, bei ihren Feinden zu bitten, und, wäre es nicht um des Lebens ihrer Kinder willen, für sich hätte sie diese Bitte niemals getan. (Vergl. die tiefste Demut des Heilands am Kreuze, der seine Feinde bittet: „Mich dürstet.") Noch hat sie ein unbestimmtes Gefühl dafür, daß der Menschengeist die Herrschaft über die Materie führen solle, und so glaubt sie, daß dem ungestümen Drange ihres Herzens die Fesseln ihrer Hände weichen müßten; vergebens! Eine schwächere Natur, eine kleinere Seele als die ihre würde jetzt vielleicht zu dem feigen Mittel des Selbstmords ihre Zuflucht nehmen; nicht so Lea. Ihr Geist strebt schon wieder weiter und diesmal, ohne daß sie es wohl selber ahnt, in die Höhe, über die Erde weg, auf der es für sie keine Hilfe mehr gibt. Sie fühlt etwas Geheimnisvolles, Liebeatmendes an ihrer Seite, es ist Naemi, die gekommen ist, um ihre Bande zu lösen. Sie glaubt, die Ährenleserin vor sich zu haben, die sie vorher unterstützt hatte, und ihr offenbart sie alles, was jetzt in ihrem Innern vorgeht. Glücklich vermeidet der Dichter hier die Gefahr der Unwahrscheinlichkeit, die der Monolog für den modernen Zuschauer in sich birgt. Ihre beredten Worte, mit denen sie Amri angefleht hatte, bewiesen die Regsamkeit ihres Geistes. Nun, da außen rings um sie her alles zusammenbricht, wendet sich diese erhöhte Tätigkeit ihres Geistes nach innen, und in der Dunkelheit der Nacht sieht sie jetzt um so heller mit dem inneren Auge den Zusammenhang zwischen Handlung und Schicksal, sie erkennt ihre jetzige Erniedrigung als die Folge ihres Strebens nach Größe. Wenn nun aber Lea sich in diesem Augenblicke wirklich völlig von allem Hochmut reinigte, die Macht des Herrn unbedingt anerkännte und sich seiner gewaltigen Hand unterwürfe, womit das Drama, soweit es Lea angeht, seinen Abschluß finden dürfte, würden wir das als psychologisch richtig empfinden? Diese gewaltige, zähe Natur, die noch im Augenblicke, da sie ihre Lieblingssöhne verloren sah, die Faust gegen den Himmel ballte: „Ich habe noch Kinder", soll sie in einem Augenblick ihr ganzes Seelenleben ändern? Wir glauben es nicht und geben dem Dichter recht, daß Lea erst die furchtbar

harte Schule durchlaufen muß, von der wir beim fünften Aufzuge zu reden haben, bis sie wirklich gänzlich zur Buße, das heißt zur Sinnesänderung gebracht ist. Nur scheinbar ist ihre Demut, ihre Unterwerfung hier am Sykomorenstamme, und der Dichter hat alles getan, um uns das deutlich zu machen.

Wir wollen ihre Ausführungen genauer ansehen. Sie verflucht ihr Streben nach Größe, sie wünscht ihre Kinder wieder bei sich zu haben, wenn auch als Bettler. Das ist aber nicht das Richtige. Nicht jedes Streben nach Größe an sich ist verwerflich, nicht jede Selbsterniedrigung an sich verdienstlich. Es gibt eine wahre und eine falsche Größe. Nach eitler, irdischer Größe, nach Glanz und Macht hat Lea bisher für ihre Kinder gestrebt, und daran ist sie gescheitert. Würde sie nun mit ihren Kindern wieder in Frieden vereint, etwa durch ein Wunder, dann würde sie in ihnen entweder jedes höhere Streben unterdrücken, sie zu Durchschnittsmenschen herabziehen, was der Makkabäer unwürdig wäre, oder, was wahrscheinlicher ist, sehr bald von neuem irdischen Scheingütern zustreben. Es muß jedes irdische Wünschen bis auf den letzten Rest aus ihrer Seele herausgefegt werden, und das kann erst geschehen, wenn sie angesichts des leiblichen Untergangs ihrer Kinder zu der Überzeugung kommt, daß es noch etwas Höheres gibt, eine geistliche Größe. Aus dem größten leiblichen Unglück wird das Heil der Seele geboren, „da greift der Schmerz verzweifelnd in die Sterne und heischt von seligen Ewigkeiten Licht."

Ferner: Ihre Auffassung von der Bestimmung des Menschen ist darum so schief, weil sie keine richtige Vorstellung vom Wesen Gottes hat. Gerade diese verzweifelte Situation, wo das Unglück die verborgensten Falten ihres Herzens darlegt, zeigt sie ganz auf dem Standpunkte des natürlichen Menschen. Sie sieht im Herrn einen Tyrannen, der jedes Aufbäumen gegen seinen Willen unterdrückt, weil er auf seine Allmacht eifersüchtig ist. Das ist keine wahre Demütigung, keine Unterwerfung unter Gott als den Vertreter des höchsten, sittlichen Prinzips. Das klingt wie die trotzige Prometheusode des jungen

Goethe: „Ich kenne nichts Ärmeres, als euch, Götter.“ Und auch Otto Ludwig waren in seiner entbehrungsvollen Jugend solche Stimmungen nicht fremd. Aber, wie Goethe später demütig dem „uralten ewigen Vater“ huldigte, so hat unser Dichter, durch Entbehrungen ohne Maß geläutert, im geistigen Streben Trost gefunden für die Leiden des Körpers, und sein ganzes Drama ist eine Palinodie unmutiger Verse aus seiner Jugend.

Endlich: Wie Lea Gottes *Wesen* nicht kennt, so versteht sie auch seine *Wege* nicht. Wenn sie gesündigt, sich an ihren Kindern *versündigt* hat, warum straft dann Gott die Kinder, warum nicht sie selbst? Die Frage ist rein menschlich durchaus verständlich, aber sie zeugt eben von menschlicher Kurzsichtigkeit. Als Mutter hat sie hochmütig gestrebt, als Mutter muß sie gestraft werden. Könnte eine Strafe ihr so empfindlich werden als das Leid, das ihren Kindern geschieht? In Wahrheit wird sie selbst damit getroffen. Nun sehen wir aber zu, ob der Herr in Wahrheit so grausam gegen die Kinder vorgeht. Wir müssen uns eben in seine Gedanken hineinversetzen, die höher sind als Menschengedanken. Der Herr verlangt das animalische Leben als Opfer, aber, indem die Kinder ihr Leben ihm zu Ehren aufgeben — wir werden es im fünften Akte sehen —, geht ihnen zugleich ein höheres Leben im Geiste auf, sie sterben beseligt im Gefühl des Todes für eine Idee. Und das sind nicht altjüdische Anschauungen, die in unseren Tagen nicht mehr auf Teilnahme und Verständnis rechnen dürften, wie mancher kurzsichtige Kritiker behauptet hat. Wehe dem Volke, das diesen Gedankengang nicht mehr verstünde. Es wäre auf dem Standpunkt Amris angelangt, auf dem Standpunkt des schamlosen Materialismus und keines besseren Schicksals wert, als seine politische Freiheit und Selbständigkeit zu verlieren. Wir bedenken hierbei: der Zuschauer ist nur innerlich beteiligt, wir verlangen von ihm eine ganz andere Bekräftigung seiner sittlichen Persönlichkeit, als von der unglücklichen, von namenlosen Qualen gefolterten Mutter im Bühnenbilde. Ihre Blicke sind verschleiert, sie sieht, zur Strafe

für die lange Verleugnung des höheren Elements in ihrer Seele, jetzt nur das Nächstliegende. Und darum kann sie Gottes Wege nicht verstehen. Deshalb ist die große Schlußtragödie nötig zu ihrer Reinigung. Daß sie immer noch nicht im stande ist, dem tieferen Zusammenhange der Tatsachen nachzugehen, zeigt die eigentümliche Art, wie sie sich die letzten Ereignisse zusammenreimt. Gewiß, sie war die Veranlassung des Unterganges ihrer Kinder. Aber sie sieht in ihrem Hochmut und dem Mißgeschick der Kleinen nur eine mehr zufällige Verbindung von Tatsachen, wie zwischen einem herabfallenden Felsstück und dem davon erschlagenen Wanderer. Unbegreiflich, unfaßbar ist sie sich selbst; eine Tigerin verteidigt ihr Junges, sie hat ihre Kinder ins Elend gebracht*) — ein Gedanke, scheinbar so unausdenkbar, daß sie fast darüber wahnsinnig werden möchte. Daß aber dem tatsächlichen, äußeren auch ein innerer, sittlicher Zusammenhang entspricht, sieht sie nicht. Darum kann sie nur ihre Ohnmacht, aber keine wahrhaft aufrichtige Reue empfinden, und darum kann der Herr jetzt ihre Kinder nicht durch ein Wunder befreien. Sie muß ihren Tod selbst mit ansehen, das Schlimmste darf ihr nicht erspart bleiben, und dazu ist Naemi gesandt, dazu löst sie die Fesseln ihrer Hände, damit die Schwergeprüfte zu neuen, noch schwereren Prüfungen ihren Kindern nachfolge. Warum aber gerade Naemi? Bisher hat Lea nur für ihre Kinder gelebt und Menschen, die in der Fürsorge für andere aufgingen, nicht das geringste Verständnis, ja, die höchste Verachtung entgegengebracht. Jetzt soll ihr nun, da ihr ganzer Egoismus so schmählich zu Falle gekommen ist, das Mitleid in seiner reinsten Form, in hehrer Majestät als eine sittliche Größe ohnegleichen gegenübertreten. Nicht als ob Lea dadurch mit einem Schlage bekehrt würde; das wäre ganz unpsychologisch. So zähe Naturen wie die ihrige kehren langsam um auf dem einmal beschrittenen Wege. Aber das neue Ziel, dem sie zustreben soll, ist ihr doch gezeigt,

*) Die Situation ist derjenigen des „Erbförsters" im Schlußakte ähnlich, wo er seine eigene Tat in den schwärzesten Farben malt.

und die wundervollen Worte der Schwiegertochter, dem köstlichen Buche Ruth entnommen, müssen wie Balsam auf ihr wundes Herz einwirken. Naemi ist hier nicht mehr, wie in früheren Fassungen des Dramas, die allzu duldsame Lammsnatur, sie sucht sogar ihre Güte gegen Lea selbst zu motivieren: nicht, weil es ihre Feindin ist, tut sie ihr Gutes, sondern trotzdem sie ihre Feindin und weil sie die Mutter Judahs ist. Viel weniger fein motiviert ist das Folgende. Wenn Lea allein zum Antiochus gehen muß, so war das die Absicht des Dichters. Sie sollte den furchtbaren Kampf, der ihr bevorstand, ohne fremde Hilfe durchfechten. Aber die Motivierung, mit der sie das junge Weib zurückläßt, ist nicht stichhaltig. Wenn ihr im Lager vor der Roheit der syrischen Soldaten bange ist, warum läßt sie sie dann hier inmitten der Nacht auf offenem, freiem Felde allein? Der Dichter hat es hier nicht sehr genau genommen. Es kam ihm eben vor allem darauf an, die Judah-Handlung möglichst unmittelbar anzuknüpfen und den Helden mit seiner Gattin zusammentreffen zu lassen.

Auch Judah hätte seinem anscheinend verfehlten Leben mit eigener Hand ein Ende machen können. Aber dazu war er zu groß. Allmählich mochte es ihm immer klarer werden, daß er von Gott zum Befreier seines Volkes aufgespart sei. „Nicht sterben, sondern leben für eine Sache", das hatte er schon früher als seine Losung bezeichnet. Und daß er jetzt, da nach seinem Verschwinden die Sache seines Volkes durchaus nicht vorwärts gegangen ist, sondern die Lage sich außerordentlich verschlechtert hat, es dennoch wagt, das angefangene Werk wieder aufzunehmen, verleiht ihm eine sittliche Größe, die ihn allein schon der weiteren Erziehung des Herren würdig macht. Auch er hat früher nur an sich, höchstens an sein Haus gedacht und das Volk nur insoweit geachtet, als es seinen Zwecken diente. Soll seine Bahn in Zukunft in die Höhe gehen, so ist die allererste Voraussetzung die, daß er seine Aufgabe in der Befreiung des Volkes, und nicht in der Größe seines Hauses oder seines Namens sehe. Und so weit hat er sich durchge-

rungen. Von da aus verstehen wir nun, warum der Dichter ihn hier mit Naemi zusammentreffen läßt. Nicht bloß, um ihm den rauhen Pfad, der zum höheren Leben im Geiste führt, mit Rosen zu bestreuen, obwohl ihm sicherlich diese Stunde neue Kraft einflößen wird, sondern vor allem, um ihn auf die Probe zu stellen. Hier ist sein Weib. Nach langer Trennung hält er sie zum ersten Male in seinen Armen. Sie ist ihm treu geblieben, als alles von ihm abfiel. Soll er jetzt bei ihr bleiben oder in den mörderischen Kampf zurückkehren, sie verlassen, wieder auf Nimmerwiedersehen? Und ferner: Naemi muß ihm die Nachricht bringen von dem Unglück, das über seine Mutter und seine Brüder hereingebrochen ist. Die Versuchung ist groß. Die Seinen sind beim Syrier, und er könnte sie mit einem mutigen Handstreich befreien. Er widersteht mannhaft, er hat eine höhere Pflicht, die Befreiung Jerusalems. Aber auch er ist noch nicht ganz rein. Schrittweise geht es im Drama vorwärts. Noch ist sein Vertrauen auf seine eigene Kraft nicht so groß, daß er sich ganz auf sie verlassen möchte; dazu gehörte eben wieder Gottvertrauen. So hat er denn auch hier ausgesandt und die Bergbevölkerung zu den Waffen rufen lassen. Aber der Herr braucht die Massen nicht, braucht die Stärke nicht, er will nur einzelne Mannen, er ficht mit den Schwachen, Entkräfteten, aber er verlangt die völlige, ungeteilte Hingabe des Herzens. Das soll Judah noch lernen, und damit beginnt (in der „Verwandlung" des vierten Aufzuges) ein neuer, wichtiger Abschnitt, der letzte des Dramas: die Vollendung in der Bekehrung Judahs, der sich dann im fünften Akte die völlige Umkehr Leas anreiht.

In Jerusalem herrscht Hungersnot, die Pest wütet unter den entkräfteten Bewohnern, völlige Gleichgültigkeit ist eingerissen, scheinbar äußerlich und innerlich alles verloren. Und doch, eins ist noch vorhanden, was uns auf die Zukunft hoffen läßt: die Erinnerung an die großen Tage, die verstrichen sind, die Liebe und Dankbarkeit gegen Judah, „den Vater des Volks". Wenn sein Name genannt wird, dann werden brechende Augen noch einmal aufgeschlagen, dann hebt sich manch müdes, bleiches

Haupt empor. Wenn auch die Brüder des Judah selbst verzweifeln: „Hier hilft kein Judah mehr", die Ärmsten unter den Armen haben ein sicheres Gefühl dafür, daß der Retter nicht fern sei. Und nun kommt er, sie umringen ihn, küssen ihn, Tränen rinnen auf seine Hand hernieder: diese armen, ausgezehrten, verkommenen Menschen sind einer Liebe ohnegleichen fähig, und zwar gegen diesen Judah, der ihnen nach menschlicher Berechnung viel Unheil und Schaden eingebracht hat. Da schmilzt sein großes Herz, wie das der Lea, als sie Naemis ansichtig ward. Er sieht in die Herzen hinein, er schaut das, was kein irdisches Auge sehen kann, und als ihm der innere Blick einmal wieder geöffnet ist, da wächst sein Mut: zehn Tage soll die Stadt warten, dann naht Hilfe. Aber die Vorräte reichen kaum noch für drei Tage. Nun steigt er zu seiner ganzen Größe wieder empor: der Herr will's, daß er allein mit diesen armen, verhungerten Menschen den Kampf aufnehme, der Herr will, daß sein Wort erfüllt werde, sobald er ruft, nicht, wenn es Zeit ist nach menschlicher Klugheit. Und so bricht er gleichsam jede Brücke hinter sich ab: die vorhandenen Vorräte werden an einem Tage verzehrt, nicht in einer unordentlichen Schlemmerei, wie sie Judah einst am Sabbath veranstalten wollte, sondern in einem heiligen Verbrüderungsmahle, das die Lebensgeister aufrichten, die schwachen Körper stählen soll. Geistige und leibliche Erfrischungen gehen Hand in Hand: vom Gesetz des Herrn wollen sie reden und von den wunderbaren Errettungen seines Volkes. Das ist die rechte Stimmung für das große Werk, das sie angreifen, das ist die rechte Schar, die es vollbringen soll: „ein heilig Heer des Herrn."

Der vierte Aufzug hatte Lea und Judah allmählich auf den besseren Weg zurückgewiesen, ja, wir hatten den letzteren entschieden von göttlichem Geiste beseelt gesehen. Seine Umkehr vollzog sich mit ziemlicher Geschwindigkeit: für Leas Bekehrung ist der ganze fünfte Aufzug nötig. Das hat seinen guten Grund. Judah hatte ja schließlich, bei allem Selbstsinn und allem Pochen auf seine eigene Kraft, doch immer die Freiheit

seines Volks erstrebt; sie war ihm nicht das letzte, höchste Ziel, aber doch ein Ziel; es handelt sich jetzt nur darum, seine persönlichen Zwecke auszuschalten, das Heil des Volks für das Höchste anzusehen und sich ganz in den Dienst dieses Werks zu stellen. Anders bei Lea: für sie handelte es sich vor allen Dingen darum, ihr Haus, das Haus Davids wieder zu der Größe emporzuheben, die es unter König Salomo gehabt hatte. Irdische Größe, hervorragende Stellungen für ihre Kinder, das war es, was sie erstrebte. Hier ist eine gründlichere Reinigung nötig, hier setzen sich ihr auch viel größere Schwierigkeiten entgegen als bei Judah. Eher läßt der Mann den Stolz auf die eigene Tatkraft fallen, als eine Mutter ihre Kinder hergibt für eine höhere, mit Händen nicht zu greifende Idee. Daß Lea so weit noch nicht vorgeschritten war auf dem besseren Wege, das wissen wir schon.

Es wäre nun höchst ungeschickt gewesen, etwa durch eine höhere Offenbarung, durch einen Traum u. s. w. oder durch einen Beauftragten Gottes, vielleicht Jojakim, den Willen des Herrn vermelden zu lassen. Das würde in diesem Augenblick höchstens ihren Widerspruch erregen. In ihrer Seele schlummert doch nur eine ganz unbestimmte Ahnung dessen, was der Herr mit ihr und ihren Kindern beabsichtigt. Zur Deutlichkeit werden soll es ihr aber durch den Zuspruch von einer Seite her, von der sie es am allerwenigsten erwartet hätte: von ihren Kindern selbst. Ihnen wagt sie nicht zu widersprechen, denn sie sieht in den unverdorbenen Kleinen gleichsam jenen besseren Teil ihrer eigenen Seele verkörpert, den sie durch langes, egoistisches Streben gewaltsam unterdrückt hat. Und in dem furchtbaren Kampf, den ihr Mutterherz durchzukämpfen hat, kann sie sich keinen besseren Bundesgenossen wünschen, als die unschuldigen, vertrauensvoll blickenden Kinderaugen. Wie furchtbar dieser Kampf ist, sehen wir daran, daß sie an diesem Kampfe zwischen dem bedeutend überwiegenden irdischen und dem eben erst wieder erwachenden geistigen Elemente in ihr physisch unterliegt, während ihre Seele sich mit Adlersflügeln emporhebt. Wir verstehen diesen Gedanken, wir glauben

an ihn, weil uns der Dichter mit der ganzen Schwere der Gefahr bekannt gemacht hat.

Denn darauf sind die Eingangsscenen des Aufzuges angelegt. Die Wut des herzlosen Blutmenschen Antiochus muß aufs höchste gesteigert werden; soeben soll er die Macht, den Erfolg aus den Händen verlieren; hier hat er noch Opfer vor sich, an denen er seine Übermacht erweisen kann. Auf der anderen Seite aber wird hier auch das äußere Motiv des Dramas, die Befreiung des Volkes Israel gefördert; und deutlich sehen wir auch hier die Hand des Herrn wirken; die Erschütterung über Leas Mut allein würde wohl später Antiochus kaum zur Umkehr bewegen, dazu ist der Barbar zu oberflächlich: es müssen innere und äußere Erregungen zusammentreffen und eine gewisse abergläubische Scheu in ihm erzeugen; und dazu dienen die Ereignisse, die der Dichter mit weiser Berechnung aus den verschiedenen Wirrnissen der Makkabäerkämpfe hier in eine überaus wirksame Scene zusammengedrängt hat. Alle diese Ereignisse wirken darauf hin, daß der Gedanke an einen Zurückzug in Antiochus reife, ja, daß seine Offiziere ihm selbst dazu raten. Und nicht ein einziges dieser Ereignisse ist durch die Kraft des Judah, durch seine Geschicklichkeit, seine Tapferkeit veranlaßt worden. Menschlich gesprochen, sind es lauter „Zufälle". Wir spüren aber die Hand dessen durch, der die Geschicke lenkt.

Daheim hat der Statthalter des Königs mit Mühe einen gefährlichen Aufstand niedergeworfen, und schon steht ein Usurpator im Begriff, sich die Herrschaft anzumaßen; das syrische Volk jubelt ihm zu, weil die Barbaren sich vor Judah fürchten und ihren König verachten, der mit dem kleinen Volke der Israeliten nicht fertig wird. Das hätte sich Judah wohl am wenigsten träumen lassen, daß gerade die Zähigkeit seines Volkes, der passive Widerstand ihnen helfen sollte. Aber auch das Heer dräut mit Meuterei; die harten, syrischen Soldaten mögen nicht mehr gegen diese Juden kämpfen, die sich am Sabbathtage ruhig abschlachten ließen. Es graute ihnen davor. Unwillkürlich empfanden sie etwas von dem Hereinragen

höherer, ewiger Gedanken ins Menschenleben, und eine abergläubische Furcht war die Folge.

Beinahe ist der Trotz des Antiochus gebrochen, — da hört er, daß des Judah Mutter und Brüder in seiner Hand seien; nun kann er wenigstens noch Rache üben, ja, es wäre möglich, daß die Unterwerfung dieser angesehensten Familie den Widerstand des ganzen Volkes bräche und mit der Demütigung Israels auch alle Flammen des syrischen Aufstandes ausgelöscht würden. Und darum hält sein Trotz noch etwas an: gerade lange genug, um Leas Prüfung und Bewährung zu überdauern.

Lea erscheint. Die Mutter ist den Kindern nachgeeilt, natürlich um ihr Leben zu retten. Ist es verwunderlich, daß sie nur dies eine Ziel hat, ja, daß dieser eine Gedanke ihre Seele jetzt stärker erfüllt als je? Das Gegenteil wäre vielleicht sehr fromm, sehr erhaben, aber es wäre psychologisch unbegreiflich. Lea ist im Grunde noch, die sie war, ja, sie kniet vor dem Syrier, sie schmeichelt ihm in einer Weise, die wir als Lästerung Gottes ansehen müssen. Sie sieht ja nur die Gefahr vor Augen, die von der Hand des Wüterichs ihren Lieblingen droht; daß es noch eine viel größere Gefahr für sie geben kann, das ahnt sie nicht; das wird ihr auch nicht einmal klar, als sie ihren Eleazar scheu den Blick vor ihr verbergen sieht. Auch für ihn ist die Entscheidungsstunde gekommen. Eben noch hat er gegen den Rat der Feldherren Antiochus zum Kampfe bis aufs Messer gehetzt; der König hat wohl nicht viel auf seine Stimme gegeben, aber für uns waren seine Worte bedeutungsvoll. Sie dürfen nicht mit eisiger Ruhe und Überlegenheit gesprochen werden. Eleazar ist auch hier der Mann des Affektes. Eine nervöse Hast spricht aus seinen Worten, ein Gefühl der Unsicherheit, in dem sich ein Kampf seines Innern verrät, ein gewaltsames Unterdrücken der Stimme seines Gewissens, und gerade dieser Kampf ist es, der uns noch für ihn hoffen läßt, diese Scham, die ihn beim Anblick der gebeugten Mutter überfällt. Noch siegt das selbstische Prinzip in ihm, aber die Möglichkeit einer Besserung besteht für ihn so gut wie für Lea.

Und die Makkabäermutter wird alsbald vor eine furcht-

bare Entſcheidung geſtellt, das Problem wird ſo ſcharf beſtimmt, daß ihr das Blut in den Adern ſtockt: „Du flehſt um deiner Kinder Leben? Bekehrung heißt ihr Leben, Weigrung Tod.“ Wieder wäre es ganz falſch, wenn nun Lea mit einem Schlage das Rechte fände, wenn ſie ſich ſofort für den Tod ihrer Kinder im Dienſte des Herrn entſchiede. Im Gegenteil, in dieſem Augenblicke iſt das Menſchliche in ihr aufs ſtärkſte gereizt, und menſchlich ſucht ſie auf den König zu wirken; ſein Mitleid will ſie anflehen, ihn an ſeine eigene Mutter, ſeine Kinder erinnern: aber ſie ſpricht nicht auf einen Menſchen, ſondern auf einen eiskalten Unmenſchen ein. Einen Augenblick hat ſie wohl noch daran gedacht, die Kinder zum Abſchwören ihres Gottes zu verleiten; da ſtellt ſich ihr hell und rein, aber auch hart wie ein Diamant das ganz unbefangene, bedingungsloſe Gottvertrauen, das Gefühl für die Nähe Gottes bei ihren Kindern entgegen: „Wir wollen Gott gehorchen, nicht den Menſchen.“ In dem Augenblick, wo alles rings um ſie her zuſammenbricht, wie einſt, da die Simeiten die Kinder fortſchleppten, wo es ſich aber um mehr als die Freiheit, wo es ſich um das Leben handelt, da eröffnet ſich ihr der Blick in lichtere Höhen, wo der Menſchengeiſt unabhängig vom Stofflichen iſt, wo er ſich behaupten darf, wenn auch der Leib in Trümmern zerfällt. Wohl reißt es ſie noch hin und her in gewaltigen Qualen: unter Zuckungen verblutet die natürliche Fürſorge der Mutter für ihre Kinder in ihr, um höheren Regungen Platz zu machen: aber es gelingt. Und der ihr dazu helfen ſoll, das iſt Eleazar. Durch die ſittliche Größe der Mutter, die vergebens ſich dem Tyrannen als Löſemittel für ihre Kinder angeboten, ja, aufgedrungen hatte, die ihm nun mit Flammenzungen ins Gewiſſen redet, wird er mit fortgeriſſen „wie auf Adlers Schwingen“. Er muß die ganze Falſchheit, die kalte Berechnung des Tyrannen erkennen, ſie erleichtert ihm die Rückkehr zu den Seinen, und Zug für Zug ſteigert ſich das neue Leben der Makkabäer, je mehr einer den anderen ſich emporheben ſieht. Eleazar bleibt auch jetzt der Mann des Affektes, aber die ſittliche Korrektur bleibt nicht

aus: er kann die Lüge nicht über die Lippen bringen, die ihm die Begeisterung des Augenblicks abzwingen will, daß er Judah stets geliebt habe. Mit zweien seiner Brüder schreitet er dem Marterofen zu und spricht das Gesetz aus, das im ganzen Drama sich wirksam erwies: „Der Herr ist mächtig in dem Schwachen.“ Dem Barbaren und seinen Henkersknechten wird es unheimlich zu Mute; jetzt bettelt nicht Lea, sondern Antiochus um das Leben Benjamins; aber die Mutter ist jetzt stark genug, um ihr jüngstes Kind dahinzugeben, anstatt es zum Abfall zu bewegen. Und sie darf den Triumph erleben. Schaudernd gibt Antiochus den Befehl: „Zum Aufbruch blast“. Keine Regung des natürlichen Menschen mehr in Lea, nicht die trotzige Frage: Warum konnte dies Wort nicht früher kommen? Sie selber fühlt, wie nötig der Opfertod ihrer Kinder war: für das Volk, für die Kinder selbst und — für sie. Ja, sie ist wirklich ganz gereinigt und, als nun Judah erscheint, herrlich in seiner Siegesfreude, entschieden und energisch auf seinen Herrn vertrauend gegenüber dem Prahlen des Barbaren, da sieht sie ihre Wünsche aufs schönste erfüllt. Aus Judah ist der rechte Streiter Gottes geworden. Und sie, die früher so Streitlustige, die einst nicht einmal der unschuldigen Naemi vergeben konnte, sie muß nun zum Frieden mit den Feinden raten, sie muß des Mannes Leben schützen, der ihre Kinder umgebracht hat. Ihr letzter Gedanke nicht ein Gedanke der Rache, sondern der Liebe, nicht ein Gedanke an ihre Kinder, oder ihr Haus, sondern an ihr Volk: auf nach Jerusalem zur Tempelweihe! Es genügt ihr, daß sie die neue Welt aus der Entfernung schauen darf, wie Mose das gelobte Land. Jede Spur von Hochmut ist in ihr erloschen. Und Judah schließt sich dem Gesange an, mit dem seine Brüder dem Feuertode entgegenschritten: der Herr braucht des Starken nicht, er haucht die Schwäche an, und sie wird Sieger. Stärker als je lebt jetzt das Gefühl für die Übermacht Gottes in ihm auf. Soll er die Königswürde auf sich nehmen, die einst das Volk in frevelhaftem Übermut gestiftet hat? Er will nur ein Diener sein, ein Werkzeug des Höheren: „Sein Priester will ich sein, doch König ist allein der Herr.“